

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Von stillen Winkeln einer Stadt

Müßle, Otto

Karlsruhe, 1930

[urn:nbn:de:bsz:31-51019](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-51019)

*Von stillen Winkeln
einer Stadt*

Plaudereien über Karlsruhe

von
Otto Maßle

O 58 A

1106

058 A 1106

❁ *Exlibris* ❁



Margot von Dawans.

720

Expositio



Thomae de ...



Alle Rechte vorbehalten
Verlag des Fiskus
Kaiserslautern

Alle Rechte vorbehalten
Verlegt bei Engelhardt & Bauer
Karlsruhe am Rhein

*Von stillen Winkeln
einer Stadt*

Originalausgaben von
Pitts Schweizer Karlsruhe

Plaudereien mit Karlruhe von Otto H. H. H.

1836

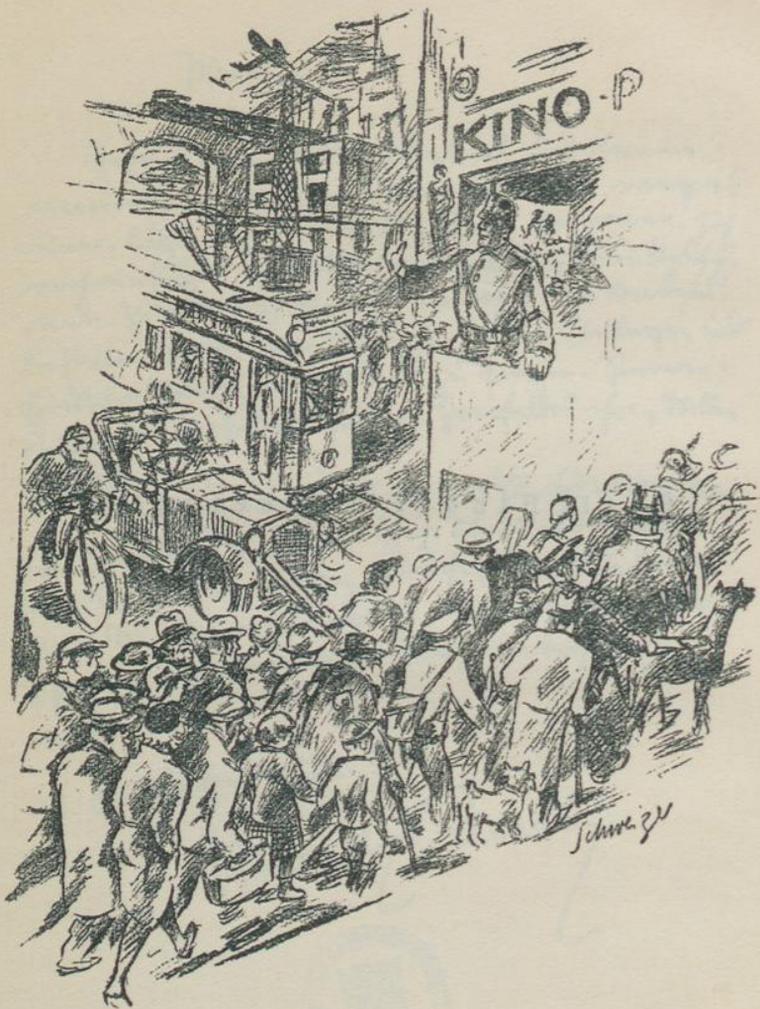
Originalzeichnungen von
Fritz Schweizer, Karlsruhe

Von stillen Winkeln
einer Stadt

Plaudereien über Karlsruhe von Otto Müsle

(1930)

Karl Binder zugeeignet



„Lärm läutet die nahe Stadt“ . . .

Stille Winkel der Großstadt

Vor meinem Fenster jagen Autos, knattern, verschwinden. Trams kreischen, läuten vorüber. Motorradfahrer eilen durch die Straße.

Ein ewiger Menschenstrom bricht über die Bürgerstege, staut sich an den Straßenecken.

Die Großstadt lebt. Von ferne hämmert der Werktag sein Lied. Das Leben strömt in und aus tausend Kanälen, die Bahnhöfe leben und atmen, es lebt der Flughafen, Leben lärmt am Rhein und in allen Hafenbecken. Zur selben Stunde, da man in der Kirche betet, wird irgendwo ein Verbrechen verübt. Zur selben Sekunde, da ein neugeborener Erdenbürger freudig begrüßt wird, fährt still und leis der Totenwagen am Zirkel. Während gerade ein Paar getraut wird, steht ein anderes wieder vor der glücklichen Scheidung. Leben. Tausendfältig. Immer wieder neu und schön.

Doch wirbelnd, aufregend.

Gibt's hier denn nirgends einen stillen Winkel?

Wie mag es wohl damals noch so ruhig, still und beschaulich in Karlsruhe gewesen sein, als Theodor Hartleben die Stadt beschrieb, damals als Karlsruhe unweit der jetzt verschwundenen Tore seine Grenze fand? Seine Skizzen schenken uns ein getreues Bild jener Zeit, und ich blättere deshalb gerne in seinen Werken und gedenke mit leisem Neid der Tage, da man vor das Mühlburger Tor wanderte, und „um in das Landstädtchen Mühlburg zu gelangen, längs des kühlen Hardtwaldes einen halbstündigen Spaziergang auszuführen hatte“.

Ich gedenke jener Tage, da man „über Land“ nach Beiertheim und Bulach oder Gottesau pilgerte, „allwo besonders Sonntags und Mittwochs eine einladende

Tanzmusik ertönte und die Paare beim Genuß des Tonspiels zu fröhlichem Reigen vereinte“.

Finde ich die Brücke, um für kurze Zeit zurückzuwandeln, um vielleicht in einem stillen Winkel den Hauch längst vergangener, ruhiger Zeiten zu verspüren?

Heiß liegt die Sonne auf Asphalt und Bürgersteig. Ich schlendere verträumt im unstillen Schatten der Zirkelhäuser und halte Ausschau nach alten Zeugen, nach einer Insel im tobenden, wirbelnden Meer des Großstadtlebens.

Während ich da und dort einen Blick in winklige Treppenhäuser und geheimnisvolle Höfe werfe, an verkröpften Tür- und Fensterumrahmungen die Spuren der Echtheit des ausgehenden Rokoko zu lesen glaube und ganz in der Rekonstruktion des Damals versunken bin, erklingen aus dem Erdgeschoß eines alt-aristokratischen, streng-ebenenmäßigen und doch anmutigen Hauses die herben, klangarmen Töne eines Spinetts. Die Zeit scheint hier stillgestanden zu sein. Oder träume ich? Um aber keinen Zweifel zu lassen, trete ich an das niedere Fenster — und wirklich, ein blondes Mädchel sitzt und spielt am alten Spinett ein altes Menuett... Fehlen nur noch Reifrock und hohe Frisur, um den Eindruck des Märchenhaften zu vervollständigen.

Verschwunden sind mit einem Mal die Geräusche der Stadt. Hier summt ein gleichtönendes Lied, der Takt ist behäbig, geruhig, und die große Trommel des ohrenzerreißenden Heute fällt nur ganz selten dazwischen. Vielleicht habe ich Glück und finde doch noch, was ich suche? Da stöbere ich ein kleines Häuschen auf. Zirkel Nr. 9 fällt mir in die Augen. Ich trete in den Hof.

Gott, so etwas gibt es noch? Ein Hof, ein Höfchen, eine Spitzweg-Idylle! Diese Innengalerie im Rechteck ver-

laufend, mit frohen Blumentöpfen und lustig baumelnden, farbigen Wäschestücken, ein Stilleben ganz besonderer Art. Und daneben und drüber und drunter knarrende Treppen, winzige Räume. Eine Schenke ist's, ein Vertreter jener verschwundenen Gasthöfe, die wie das ehemalige Gasthaus „zum Bären“ an der Ecke Karl-Friedrichstraße—Kaiserstraße oder die Wirtschaft „zur Stadt Straßburg“ schon vor Jahrzehnten der Neuzeit haben weichen müssen — die wir uns nicht anders vorstellen können, als daß eine Postkutsche davor hält, aus der müde Reisende nach strapaziöser Fahrt vom kugelrunden Wirt mit Zottelmütze ehrerbietigst empfangen werden, indes neugierige Spießer an den Butzenscheiben stehen und, ihren Nachmittagschoppen unterbrechend, die Ankömmlinge ungeniert mustern.

Ein Zug aus der alten Zeit weht noch in der niederen aber geräumigen Wirtsstube, und die knarrenden Diele können so manches erzählen, was interessant wäre, wofür aber die Neuzeit kein Verständnis mehr hat.

Nur Ferienmenschen und Sonntagskinder verstehen im geschäftigen Trubel der Umwelt und im Jagdfieber des großstädtischen Erwerbslebens die Sprache der alten Dinge. Sie fühlen sich aber belohnt, wenn unter ihren zärtlichen Blicken die aus dem Dornröschenschlaf Erwachten verschämt erröten und mit feiner Stimme berichten von jenen Zeiten, da Großvater und Großmutter noch jung waren.

Doch aus dem Gewirr der Mauern und Häuser zieht es mich wieder hinaus ins Grüne, in Anlagen. Ich brauche nicht weit zu gehen, um auch ein stilles Plätzchen von heute irgendwo zu entdecken.

Im Nymphengarten, unter hohen alten Bäumen, ruhe ich aus. Hier grüßen mich Platanen, Akazien und



„In Frieden und Ruhe flüstert und raunt der Park“

Schwanke

Tujen, Buchen, Eichen und Fichten. Und die badenden Nymphen, fast versteckt in dichtem Sommerlaub, kichern und lächeln auf ihren Felsblöcken mir zu, die Fontaine rauscht, silbern und melodiös fallen ihre erquickenden Strahlen ins Becken. Die „Amalienruhe“, das Nymphenschlößchen, steht verträumt und still in seinem Tannenhag. Wieder wandern meine Gedanken zurück in die Vergangenheit, grüßen Weinbrenner, den Erbauer dieses Kleinods, und halten Zwiesprache mit den ehemaligen Bewohnern. Ihre Schatten gleiten noch durch die Räume, huschen in den Park, kosen um Bäume und Sträucher. In Frieden und Ruhe flüstert und raunt der Park, Lärm läutet die nahe Stadt.

Stille Winkel stillen Lärm. Sie dämpfen den hämmernden Schlag des Alltags. Wenn er zu laut wird, der Lärm des Tages, suche den Winkel! Stiller Winkel stillt Lärm. So oft es zu laut wird, das Hämmern des Herzens, suche den Winkel. Stiller Winkel stillt Lärm und Leid.



Aus Alt-Karlsruhe

Als noch das Durlacher Tor nahe bei der Kreuzung der Waldhornstraße mit der Langen Straße stand und Fremde, die die Stadt betreten wollten, von der Landmiliz aufs strengste überwacht und untersucht wurden, da mochte die junge Stadt Karlsruhe mit ihren gleichförmigen, rot angestrichenen einstöckigen Holzhäuschen, im holländischen Stil, einen recht idyllischen Eindruck gemacht haben. Die Häuserreihen waren in der Stadt selbst durch Gärten und Höfe anmutig unterbrochen, im Süden von Obst- und Gemüsegärten der Bürger abgelöst, und das Ganze umgab schützend und hegend dichter Wald. Im Laufe der Jahrzehnte und der fortschreitenden Entwicklung wurde der ursprüngliche Charakter des Ländlichen, der patriarchalischen Zusammengehörigkeit, allmählich verwischt, und als Zeugen aus jener Zeit sind uns von den ersten Bürgerhäusern nur spärliche Reste bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Unter diesen bildete das alte Mansardenhäuschen Nr. 20 Kronenstraße noch das unverfälschteste bauliche Denkmal. Im Jahre 1928 mußte es leider abgebrochen werden, lebt aber noch als charakteristisches Modell in den Städtischen Sammlungen weiter.

Wenn ich ehemals durch seine kühle Einfahrt den winzigen Hof betrat und den Blick über die alten, etwas verschobenen Mauern und Erker schweifen ließ, so mußte ich träumen und die Jahrhunderte an mir vorüberziehen lassen. Ja, es mag manches erlebt haben, das alte Häuschen, was an Geschehnissen die Chronik unserer Stadt festhält, Leid und Freud, gute und böse Tage. In der friedlichen Entwicklung der Stadt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mag es wohl manch freudiges Ereignis, manchen fürstlichen Einzug mit großem Pomp und Festlichkeiten erlebt, seine Bewohner mögen aber auch in schweren Zeiten unter Ein-

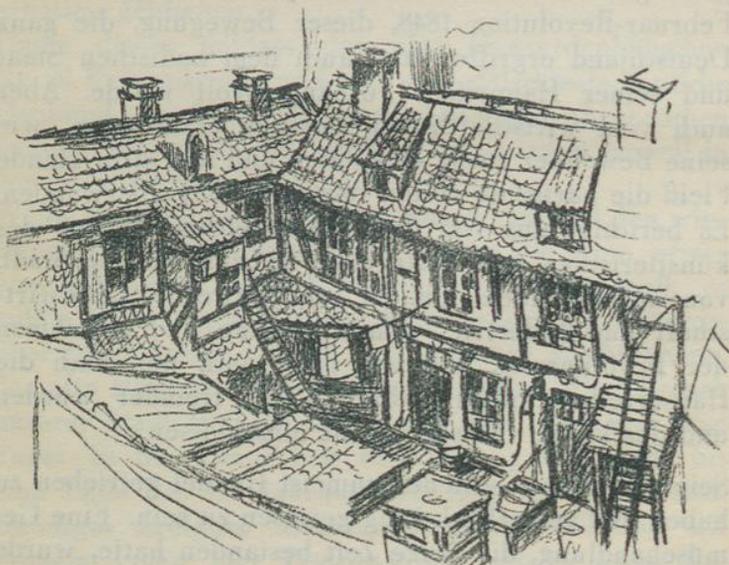
quartierung und Durchzug fremden Militärs viel gelitten haben. Und wenn auch bedeutende kriegerische Ereignisse die Stadt verschont haben, so brachten doch die Schreckenstage von 1796, 1799 und 1800, sowie der harte Winter dieser Jahre große Entbehrungen für die Einwohner. Wie die Nachwirkungen der Kriegszeit meistens schlimmer sind als die Kriegswirren selber, so stand auch der Beginn des 19. Jahrhunderts für die Karlsruher unter dem Zeichen des Leids und der Trauer. Dazu rief ungünstige Witterung, Hochwasser und Hagelschlag eine riesige Teuerung hervor, so daß wir in den Jahren 1815/16 ähnliche Erscheinungen beobachten wie genau 100 Jahre später. Diese Betrachtungen machten mir das alte Häuschen gleichsam zu einer trauten, lieben Urahne, die mir erzählte aus alten Tagen und rasch meine Sympathie gewann.

Aber fast nur böse Geschicke schienen vor meinen Augen aufzutauchen; es berichtete weiter von dem grausigen Theaterbrand vom Jahre 1847, von der Februar-Revolution 1848, dieser Bewegung, die ganz Deutschland ergriffen und auch dem badischen Staat und seiner Hauptstadt verhängnisvoll wurde. Aber auch vom wirtschaftlichen Aufstieg erzählte es, wie seine Bewohner emsig arbeiteten und mit ihrer Hände Fleiß die härtesten Zeiten immer wieder überwandten. Es berichtet uns von dem segensreichen Einfluß des künstlerischen und kulturellen Lebens unserer Stadt, von aufblühendem Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie, vom Erstarken und Zunehmen der Bevölkerung, und wie dann nach und nach die Häuserreihen immer dichter, höher, fremder wurden und das kleine Häuschen ganz einschlossen.

Seine Bewohner schienen zumeist Handel getrieben zu haben und gewerblich tätig gewesen zu sein. Eine Gemüsehandlung, die lange Zeit bestanden hatte, wurde in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem

Metzgereibetrieb abgelöst, als das Haus in den Besitz der Familie Homburger übergang, der es bis zuletzt gehörte. Aus alten Tagen bewahrt die Familie Homburger pietätvoll einige liebe Erinnerungen auf, Möbel, Gebrauchs- und Luxusgegenstände, die mit dem Geschick ihres Häuschens und seinen Bewohnern enge verknüpft waren, zum Teil hohen künstlerischen Wert besitzen und den Stolz der Familie bilden.

Seit über 200 Jahren träumte dieses Häuschen seinen idyllischen Traum. Lustig plätscherte ehemals ein Brunnlein im Hofe und versah aus seinem Sandsteinbecken ein angrenzendes Gärtchen mit kühlem Wasser. Auf sehr steilen Hühnerleitertreppen gelangte man in das obere Stockwerk, wo helle freundliche Zimmerchen auf Hof und Straße gingen. Die solide Bauart, die gute Pflege, die ihm seine Besitzer angedeihen ließen, hatten es die Jahrhunderte überstehen lassen. Aber die Zeit eilte unbarmherzig vorwärts und wischte auch dieses alte Wahrzeichen Alt-Karlsruhes hinweg.



Kronenstraße Nr. 20, Modell in den Städtischen Sammlungen

Auf dem alten Friedhof

Bei den Eltern Scheffels - Am Grabe Weinbrenners und Jung-Stillings

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die Anlagen eines alten Friedhofes meistens einen besinnlicheren Eindruck erwecken und das Gefühl, daß hier Tote begraben liegen, nicht in dem Maße aufkommen lassen, wie das bei Begräbnisplätzen der Gegenwart der Fall ist. Vielleicht werden uns die Geschlechter eines vergangenen Jahrhunderts nicht mehr als Schicksalgefährten bewußt, während uns ein Gang durch moderne Friedhöfe ohne Zweifel das persönliche „Memento mori“ stark beengend, sozusagen akut, gegenwärtigt.

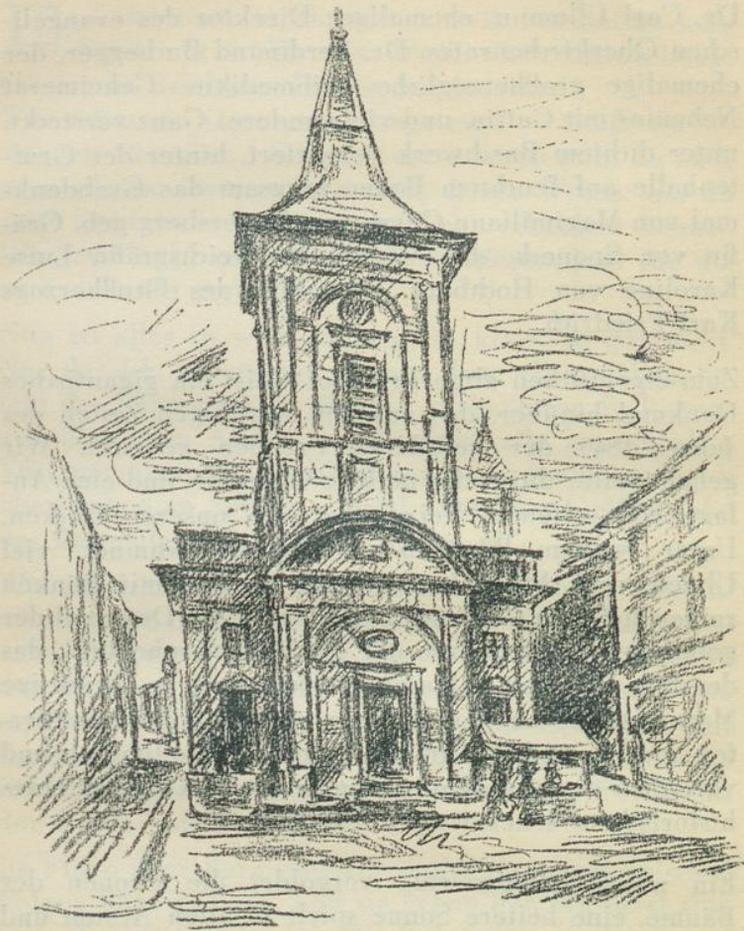
Es gibt im badischen Lande wundersame alte Friedhöfe. Ich erinnere nur an den Freiburger mit seiner berühmten Kapelle, mit dem bekannten Totentanz, seinen gepflegten Anlagen und schönen Wegen, träumerischen, sinnvollen Grabinschriften und den Monumenten historischer Persönlichkeiten. Auch der alte Friedhof zu Karlsruhe, nur zu wenig besucht und gewürdigt, bietet eine reizvolle, höchst bemerkenswerte Vereinigung aller jener Momente, die uns den Besuch dieser Stätten des Friedens so abwechslungsreich und interessant gestalten.

Im Südosten der Stadt, bei der Schillerschule, dehnt sich der weite Lutherplatz aus mit seinen Ulmen und Birken und Ahornbäumen. Er wird von der ehemaligen Friedhofskapelle, dem jetzigen Kultusraum der evangelisch-lutherischen Gemeinde, eröffnet und leitet in drei Gruppen zu den verschiedenen Monumenten und Gräbern, die uns die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts unserer Stadt mit ihren bekanntesten Persönlichkeiten festhalten. In der Gruft unter der Kapelle selbst ruhen Major Philipp Scheffel, gestorben

1869, und Josefine Scheffel-Krederer, gestorben 1865, die Eltern unseres Dichters Josef Viktor von Scheffel, sowie seine Schwester Maria und sein Bruder Carl. Ein Denkmal mit Grabinschrift an der Mauer der Kapelle bewahrt ihr Andenken und macht uns Karlsruhe dieses Plätzchen um so bedeutungsvoller, als der Ruf ihres großen Sohnes in aller Welt einen Klang hat. Der Dichter selbst ist mit Sohn und Enkel auf dem neuen Friedhof zu Karlsruhe bestattet. Ebenso schläft hier Staatsminister Georg Ludwig Winter, gest. 1838, und der berühmte Theologe, Mediziner und vielseitige Wissenschaftler Johann Heinrich Jung-Stilling. Seine Grabinschrift besagt: „Hier ruht J. H. Jung genannt Stilling, geboren 1746, gestorben 1817. Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“

Wenden wir uns südwärts, so grüßt uns in einer Umfriedung das gewaltige Denkmal des Oberhofpredigers Johann Leonhard Walz, und davor unter einem erdrückenden Rotsandstein-Sarkophag schlummert Friedrich Weinbrenner. Ich stand und dachte und wandte von diesem Platz unwillkürlich meine Augen zur Stadt zurück, wo mir die hohen Türme der evangelischen Stadtkirche, des Rathauses und der St. Stephanskirche in hellstem Sonnenschein zuwinkten. Und da wußte ich, der da unten liegt, ist nicht tot! Das Dreigestirn seiner genialen Schöpfung leuchtet über unsere Tage, in alle Zukunft, und so lange Karlsruhe lebt, so lange lebt Friedrich Weinbrenner. —

Anschließend an die Schillerschule erstreckt sich südwärts eine umzäunte Gartenanlage, die unsere Blicke fesselt. Wir stehen zunächst vor dem Grabdenkmal der bei dem Theaterbrand am 28. Februar 1847 Verunglückten. Dieser Platz ist besonders gepflegt, die Beete und Rasen vor dem Denkmal sind in schönster Ordnung und Harmonie. Wir gehen in den angrenzenden Teil und gelangen zum Campo santo, der ehe-



Kleine Kirche

maligen Gruftenhalle. Hier liegen verschiedene Geschlechter beisammen, ganze Familien, Namen von Klang. Brauereidirektor A. Printz und Gemahlin, Dr. Carl Ullmann, ehemaliger Direktor des evangelischen Oberkirchenrates, Dr. Ferdinand Buchegger, der ehemalige großherzogliche Leibmedikus, Geheimerat Nebenius mit Gattin, und viele andere. Ganz versteckt, unter dichtem Buschwerk verwittert, hinter der Gruftenhalle auf feuchtem Boden langsam das Grabdenkmal von Maximiliane Geyer von Geyersberg geb. Gräfin von Sponeck, der Mutter der Reichsgräfin Luise Karoline von Hochberg, Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich.

Zum eigentlichen alten Friedhof weist ein gigantisches Denkmal hinüber, das aus den unruhigen Zeiten des Jahres 1849 der gefallenen Preußen gedenkt. Wir gehen weiter durch das nächste Gittertor, und eine Anlage von seltenem Reiz bietet sich unseren Blicken. Unter reichem Pflanzen- und Bäumenschmuck, viel Ulmen und Efeu, bei breiten Wegen mit Bänken reihen sich hier Gräber an Gräber, so das Denkmal der gefallenen Heldensöhne der Stadt Karlsruhe 1870, das der französischen Soldaten, Turkos u. a. m. Prächtige Marmorsteine an der Mauer wechseln mit umgestürzten Sockeln und Kapitells in bunter Verteilung ab und verleihen dem Friedhof das interessante Gepräge eines historischen, sehenswerten Platzes.

Ein warmer Sommertag vergoldet die Kronen der Bäume, eine heitere Sonne spielt in allen Aesten und verlockt gefiederte Sänger zu fröhlichem Jubilieren. Unbekümmert um die Asche der vergangenen Generationen treiben an großen freien Stellen Scharen von balgenden Buben ihr Spiel, raufen und tollen, während auf den Bänken, gemütlich plaudernd, alte Leutchen die Tagesneuigkeiten besprechen.

Ueber dem Alltag

Es kann einer sagen, was er will, Fliegen ist kein Spaß. Ja nicht, das Wort wäre Entweihung. Fliegen ist Erlebnis. Immer und jedesmal.

Wie seltsam! Dort unten, sagt man — weißt du —, wohnen Menschen. Gerade vorhin warst auch du noch unter ihnen, warst selber eines dieser Wesen, die du jetzt nicht mehr sehen, nicht mehr erkennen kannst. Die jetzt nicht mehr für dich existieren, und für die auch du nicht mehr bist.

Nun ist alles so weit entfernt, so klein, so gar nicht. Nur das Ich, herausgerissen aus dem Alltagsleben, erlebt das Phänomen, in gänzlich veränderten Bedingungen über dem Alltag zu schweben, alle menschlichen Vorkommnisse und Verhältnisse physisch und psychisch überblicken zu können. Wohl daher der Größenwahn des fliegenden Ich: „Die da unten...“.

Warum drängen sich diese Bilder nicht beim Erklimmen eines Berges in so akuter Weise einem auf? Obwohl auch die Entfernung zum Tal, zur Niederung, zu den anderen Menschen ähnliche Eindrücke auslösen müßte? Man ist eben doch noch auf der Erde, mit ihrem Boden verwachsen, von ihr abhängig, sieht die irdische nächste Umgebung im vertrauten Verhältnis der Größe und Bedeutung.

Im Fluge über Berg und Tal sind die perspektivischen Folgen überraschend, und sie geben den Schlüssel zum metaphysischen Schauen. Die Relativität der Dinge auf der Welt wird offenbar.

Das fliegende Ich ist plötzlich alleiniger Mittelpunkt und beurteilt aus dieser egozentrischen Einstellung heraus die Unter-Welt und Umgebung entsprechend. Diese Handvoll Baukosten da soll eine Stadt sein, eine große Stadt mit dem ganzen bekannten Apparat, mit

tausend Gehirnen, Sehnsüchten und Enttäuschungen, mit dem sonst so verwirrenden Spiel von Intriguen und Tragödien!

Wie eigentümlich! Wie lächerlich! Ich sehe in einer Sekunde vom ersten grauen Pünkchen, das ein Haus sein muß, zum letzten, kombiniere mir dahinein Taufe und Tod, erkenne als nur eine Spanne die Strecke vom Theater zum Friedhof, der im Verhältnis zur Stadt erschreckend groß erscheint. Ameisen kribbeln zwischenhindurch, geschäftig, hastig, nervös: Menschen. Arme, kleine Menschenkinder!

Durchaus von allem dem getrennt, bin ich jetzt nur von der Luft getragen, die mich aber auch wieder verbinden wird mit unten. Ich habe das Gefühl: Wenn ich wieder unten bei den Menschen bin, werde ich anders sein wie bisher. Es scheint mir auf einmal vieles so übertrieben, so gar nicht der Mühe wert, entsprechend wichtig genommen zu werden. Ich werde vor allen Dingen gut sein. Gerade im Kleinen; denn es zeigt sich mir wie in einer Offenbarung, daß man sich so leicht in den winzigen Vorkommnissen des Alltags verstrickt, sich und die Nebenmenschen wegen vieler Bagatellen verärgert und so kostbare Kräfte vergeudet, die für Großes verwendet werden könnten. Wie das alles aber sein soll, weiß ich noch nicht. Es drängt sich mir wie in einem Traum, aber überwältigend, visionär, entgegen.

Daß wir zwei, der Pilot und ich, aber doch wieder mit der Mutter Erde sicher und stofflich verbunden sind, sagen uns die gewaltigen Schläge des Propellers, der die Luft peitscht. Luft ist also etwas „Schlagbares“, sehr Stoffliches, durchaus Materielles. Welche Befriedigung! Welche Beruhigung! Wir schwimmen ja nur, allerdings in einem traumwürdigen, ur-menschheits-erträumten Strom von einer etwas unwirklich scheinenden Natur, da er Luft heißt, so viel wie nichts ... Das ist also gar nicht der Fall, und „du

bist mir Luft“ ist sehr daneben. Denn die Luft trägt uns, ist unser einziges Element. Das muß man also auch erst erleben, um es ganz bestimmt zu wissen.

Während nun alles in rasender Bewegung ist, die Fenster gerüttelt und die Wände geschüttelt werden und ein großes Geräusch wie ein gewaltiges, primitives Konzert das Erleben dieser Stunde umso nachhaltiger einprägt, während Dörfer, Städte, Wälder, Wiesen und Flüsse tief unter uns vorbeierollen, schließe ich die Augen, fliege in Gedanken noch höher und sehe den Erdball nur noch als Globus, wie den vertrauten vom Schreibtisch, den ich unter den Arm nehmen kann. Diese kurze Vorstellung ist für mich Punkt und Ausrufzeichen hinter dem Satz meines schwärmerischen Vorsatzes.

Wenn ich Geld, viel Geld hätte, würde ich allen Menschen, die sich den tadelfreien Maschinen der Deutschen Luft-Hansa und ihren zuverlässigen Piloten anvertrauen möchten, einen Flug bezahlen. Damit wir uns besser verstehen und uns dann über alles leichter unterhalten könnten.

Rathje, der Pilot, lächelt eine Sekunde zu mir zurück und weist in einem blitzschnellen Augenblick nach unten. Ja, wir sind bald am Ziel. Wolken schleichen uns entgegen, es wird gewitterig, von Regentropfen beperlt sind die Fensterscheiben. Wo waren wir überall?

Von Karlsruhe sind wir eben weggeflogen, die Beamten des Flughafens sehe ich noch grüßend beim Start, und das war gerade vorhin, und jetzt schon Stuttgart? Natürlich, das Flugzeug schafft die Entfernungen spielend, es ist ja nicht an die Erde mit ihren tausend Hindernissen gebunden.

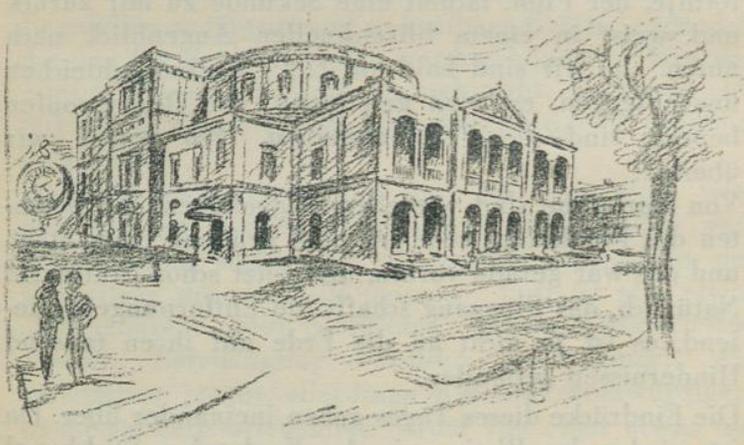
Die Eindrücke dieses Tages gehen ineinander über. Da ist wieder der Rhein, wie der Karlsruher Stichkanal schimmert er grün herauf, und das Rheinstrandbad

Rappenwört zeigt sich in seiner ganzen, gefälligen und neuen Anlage, putzig und sauber.

Dann blauen Berge, blühen ganze Flecken Erde. Das ist dein wahres Gesicht, Badnerland, ein schöner Garten bist du, wohlgepflegt. Diese herrliche Natur-Reliefkarte da unten zeigt besser als irgend etwas anderes deine Schönheiten; denn du bist es selbst. So schwirren hundert Namen herauf zu uns, und wir grüßen die vertrauten Bekannten, die uns so lieb sind. Wir möchten sie streicheln, und tun's auch; denn der Schatten unseres Flugzeuges liebkost überall Stadt, Dorf, Feld, Bauer und Gespanne.

Wir nähern uns der Erde. Was vorhin nichts war als weit entfernt, überwältigt wieder das fliegende Ich und zwingt es in seinen Bann. Das Haus ist wieder groß, ein Zwerg bist du wieder neben dem Baum, vor einem lächerlichen Radler mußt du halten oder auf die andere Seite rennen.

Und schaffen mußt du, um zu leben. Das ist der Alltag. Nur das Gehirn sträubt sich dagegen und zehrt von der Erinnerung.



Badisches Landestheater

Gärten und Anlagen

Wer kennt nicht die berühmte alexandrinische Plastik „Der Nil“? Wie der Flußgott, ausruhend in schöner Pose, daliegt und die 16 Kleinen, Ebbe und Flut darstellend, auf ihm herumklettern und im bunten Wechsel ihrer Verteilung ein ebenso liebliches wie künstlerisch genial geschautes Gesamtbild ergeben...

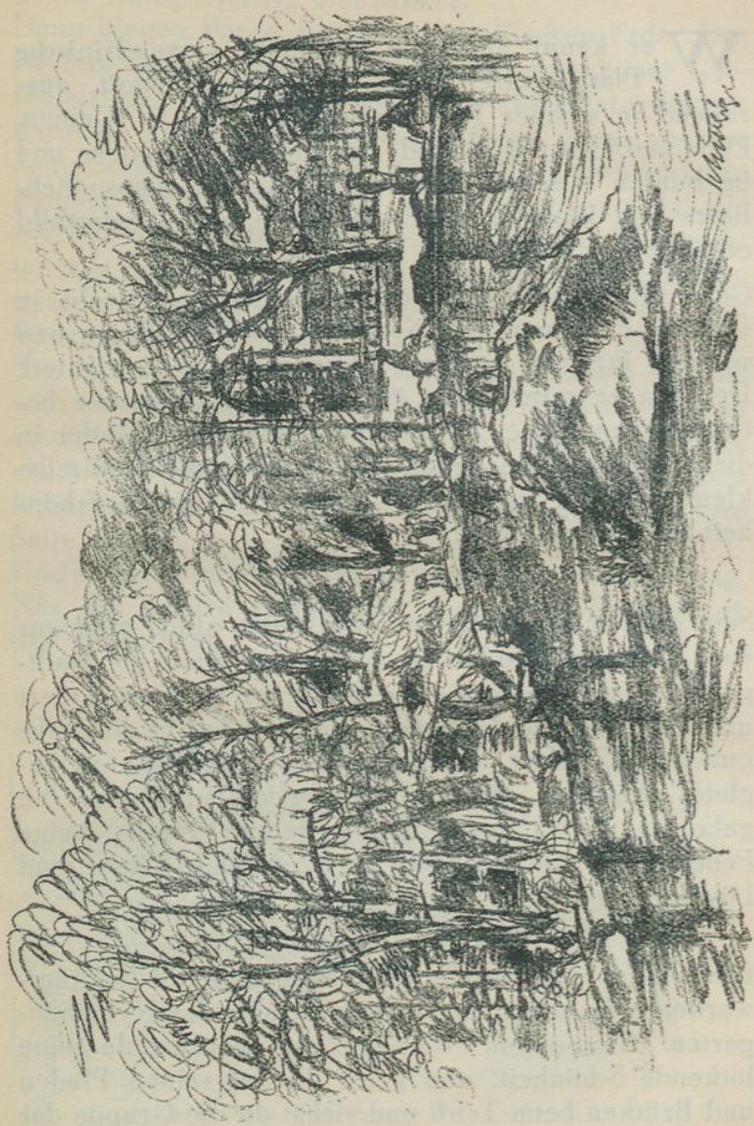
Gemächlich liegt ausruhend der alte Hardtwald in schöner Pose um das Nordende unserer Stadt und schenkt ihr von seinem Wesen wesentlichen Anteil. Doch da er selbst nicht überall das Häusermeer betreten kann, hat er eine Reihe allerliebster Kinder in die Stadt hineinverstreut. Sie beleben die Stadtteile, klettern in die Straßen und sorgen für Freude, Schönheit und Unterhaltung.



Sein größter Sohn, der schönste unter allen, ging gar weit hinaus und spielt im Süden der Stadt als Stadtgarten eine beneidenswerte Rolle. Er ist reich dotiert und Lebemann und Gentleman. Doch hat er sich sehr gut dem Zeitalter angepaßt und ist Volksgarten zugleich geworden. So wurde er beliebt, und ohne ihn gäbe es in Karlsruhe keine ganze Freude, keine Feuerwerke, keinen Spaß mit Seehund, Bären und Löwen.



Etwas herb und spröde, aber beim näheren Bekanntwerden offenerzig und treu, gibt sich der Nymphengarten. Hinter dem eisernen Zaun erblickst du seine lockende Schönheit, und gehst du auf seinen Pfaden und Brücken beim Teich und siehst du die Gruppe der badenden Nymphen, so weilst du gerne und lange und kommst immer wieder. Er ist stets derselbe, seine



W. Schlegel

Im Schloßpark

schönen Bäume rauschen dir die alten Lieder zu, und beim Anblick seines versteckten Schließchens magst du träumen von alten verklungenen Zeiten.



Da purzelt ein keckes Bürschlein, ein bischen wild und schelmisch, in die Stadt hinein und schenkt den Umwohnern als Stefanplatz beim neckischen Brunnen saftiges Grün und willkommene Bänke. Er hat es gerne, wenn die jungen Burschen und Mädels der Amalien-, Douglas- und Waldstraße des Abends in seinem Schutze beisammen sitzen, plaudern und singen und die neuesten Schlager auf Mund- und Ziehharmonika spielen. Das paßt zu ihm; ohne diesen frohen Genuß wäre er nicht das, was er ist. Nur im Lenz wird er melancholisch und atmet betörend gen Himmel, so daß man sich wundert. Doch wer ihn kennt, weiß, daß er Seele hat und guter Deutscher ist, genau so wie seine Besucher.



Stolz und kühn ragen die hohen Bäume am Friedrichsplatz empor. Er hält in der Mitte zwischen Norden und Süden die Wacht und präsentiert sich mit dem schönsten Springbrunnen den bewundernden Blicken der Besucher. Er ist auf der Höhe der Manneskraft, edel gebaut, rassig, vielverheißend. Vor seiner architektonischen Muskulatur weichen selbst die hohen Giebel der angrenzenden stattlichen Gebäude respektvoll zurück. Die zierlichen Arkaden flechten ihm einen schönen Kranz, und die Türme des Rathauses, der Stephanskirche grüßen im Stil zusammenklingender Harmonie die höchsten Gipfel seiner alten Bäume.



Auch eine exotische Schöne von südländischem Reiz schauen wir in der Revue unserer Anlagen: Die Fee des Botanischen Gartens. Verschwenderisch gekleidet,

zeigt sie im Frühling, Sommer und Herbst kokett ihre schönsten, hellsten, buntesten Farben. Dann prangt auch wie gelocktes Haar der Blätterwald der herrlichen Trauerbuche zur Erde, daß man sich hineinwühlen möchte, um mit geschlossenen Augen das verführerischste aller Parfüms zu atmen.



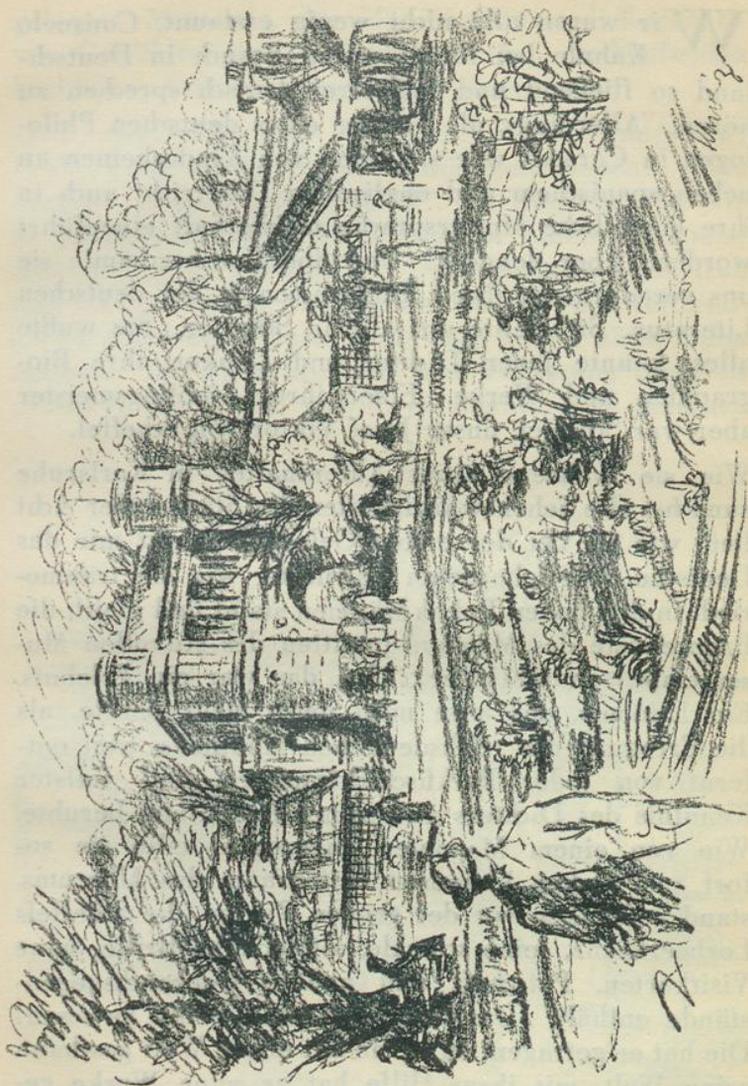
Der Palais-Garten trägt von der Zeit seiner Sendung noch aristokratische Züge. Er gleicht in seinem jetzigen Zustande der drückenden, prunkvollen Krone, die als Mene-Tekel auf dem verlassenen Fürstenhaus gespenstisch winkt. Hier berühren sich die Extreme und gehen ineinander über, so daß das Versteigerungslokal in der Nähe für seine „abgedankten“ Sachen keinen besseren Platz hätte finden können. Sic transit....



Doch wie im Kreise geschlossenen Geschehens der Anfang mit dem Ende verwächst, so weist unser Schloßplatz mit -Park im Schutze des Schlosses auf Ziel und Beginn unseres Gemeinwesens zurück. Ein Fürst erbaute das Schloß, die Stadt, und sein Atem weht vielerorts noch in die neue Zeit hinein. Schloßplatz und -Park sind die letzten Juwelen aus anderer Zeit, die wir ihres Wertes wegen gerne und dankbar bewahren. Ihr Wert erhöht den Wert der Stadt, und stolz wacht über der Pracht der „Bleiturm“ ins Land.



Gärten und Anlagen sind Lungen der Stadt. Ihre Bäume und Büsche und Hecken rauschen zusammen, sie fächeln kühle und köstliche Luft und lächeln hinüber zum Vater, zum Hardtwald, der in schöner Pose ruht am Nordende der Stadt, die Arme breitend von den blühenden Hängen des Berglandes bis hinüber zu einem andern Reden, dem Vater Rhein.



Im Botanischen Garten

Bei unserm Scheffel

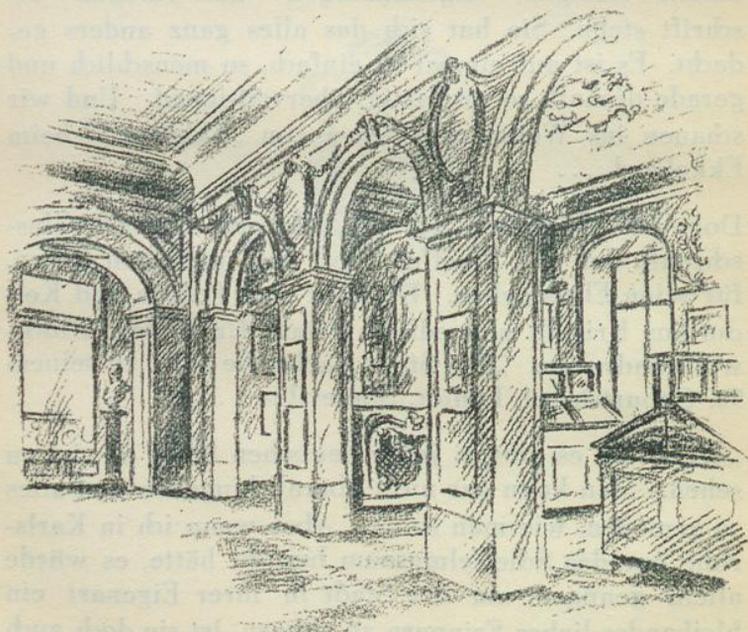
Wir waren alle nicht wenig erstaunt, Consuelo Kahnle bei ihrem ersten Besuch in Deutschland so fließend und fehlerfrei deutsch sprechen zu hören. Allerdings, als Tochter eines deutschen Philologen in Caracas war sie schon von Kindesbeinen an neben spanischem und englischem Unterricht auch in ihre eigentliche Muttersprache meisterhaft eingeführt worden. Aber dennoch! Und überdies beschämte sie uns geradezu mit ihren Kenntnissen in der deutschen Literatur. Sie stellte uns alle in Schatten. Sie wußte alles, kannte jeden Dichter und Denker, ihre Biographien und Werke. Einer ihrer Lieblingsmeister aber war Scheffel, unser Josef Viktor von Scheffel.

Wie sie während ihres Aufenthaltes in Karlsruhe zunächst alle Sehenswürdigkeiten der Stadt außer Acht ließ, wie sie bei der ersten Gelegenheit mit mir das Deutsche Scheffelmuseum aufsuchte, wie sie träumerisch in den hohen Rokokoräumen stand und gleich die Bronzebüste des Meisters inmitten des stilvollen Musentempelsandächtig begrüßte, das war ein Erlebnis. Ein Erlebnis, das auch mich umso mehr packte, als die Erregung des reichsdeutschen Mädchens, weit entfernt von jeder Backfischschwärmerei, auf vollster Kenntnis des Dichters und seiner Bedeutung beruhte. Wie von einem Magneten angezogen, eilte sie sofort zum linken kleineren Seitenraum des Museums, stand versunken vor der großen Vitrine, die Scheffels Lorbeerkranz, seine schmale, altmodische Brille, seine Visitenkarten, Petschaft und andere Gebrauchsgegenstände enthält. Das also war seine Brille gewesen! Die hat er getragen, durch sie hat er die Welt geschaut, seine Welt, mit ihrer Hilfe hat er seine Werke geschrieben . . . Streichelnd fährt Consuelos Hand über die blitzende Scheibe, und Jahrzehnte stehen vor ihr

auf, beleben sich im munteren Wechsel der Ereignisse, lassen die Besucherin an Hand des gefällig ausgelegten Materials, der Manuskripte und Konzepte, von Gemälden und Zeichnungen einen erschöpfenden Einblick in Scheffels ureigenstes Wesen tun.

„Du, sieh, hier die Reinschrift des „Juniperus“, 1867! Fein, großartig, wie schön geschrieben! Aber darüber, „Der eratische Block“, als Konzept. O, wie er da gesudelt hat! Blau und rot hineinkorrigiert! Also doch ganz menschlich!“ Und Consuelo lacht, froh und laut, als ob der Meister die für die Nachwelt endgültig gegossenen Verse nicht auch zuerst hätte feilen müssen. Ihr Blick fällt auf eine Zeichnung Scheffels „Halwyl 1861“. Ja, gewiß, er konnte auch zeichnen

31



Im Deutschen Scheffelmuseum

31

und malen, und wie! o, er konnte noch viel mehr. Aber weiter, es gibt noch anderes zu sehen. Hier schlummern die Urschriften des „Trompeter von Säckingen“, „Frau Aventure“, der „Bergpsalmen“. Und „Ekkehard“. Ekkehard!

Haben wir das Wort ausgesprochen? Sprach es, sang es Consuelo? Es lebt im Raum, nimmt Gestalt an, läßt uns träumen. Das also ist die Urschrift des „Ekkehard“! So hat er es geschrieben, mit seiner Hand. Und Consuelo liebkost die Vitrine, durchbohrt sie gierigen Auges, während sie leise erzählt, wie und wo sie den „Ekkehard“ zum ersten Mal gelesen, was sie dabei gedacht und empfunden habe, wie sie so gerne einmal all' die Gegenden besuchen wollte, das badische Ober- und Unterland, und daß sie nun tatsächlich vor der echten, einzigen, eigenhändigen und schönen Urschrift stehe. Sie hat sich das alles ganz anders gedacht. Es ist auf einmal so einfach, so menschlich und gerade deshalb so großartig, überwältigend. Und wir schauen ins Weite, schwärmen von „Ekkehard“ beim Ekkehard....

Dort im Hintergrunde der schwere eichene Glaskrank, den sich Scheffel selbst hat anfertigen lassen, für seine Ehrengaben. Da sieht man Pokale und Kelche aus Kristall und edlem Metall, Urkunden, Glückwunschadressen „Die Stadt Karlsruhe 1876, zu seinem 50. Geburtstage! Lauter, Schnetzler...“

„Weißt du, es gibt in jeder deutschen Stadt so viel zu sehen. Man kann gar nicht überall hingehen und alles so genießen, wie man sollte. Aber wenn ich in Karlsruhe nur das Scheffelmuseum besucht hätte, es würde allein genügen, um der Stadt in ihrer Eigenart ein bleibendes liebes Erinnern zu sichern. Ist sie doch auch die Geburtsstadt Scheffels.“

An den Wänden grüßen Gemälde und Zeichnungen Anton von Werners, grüßen Büsten und Figuren, lächeln Landschaften, wohlvertraute, trauliche. In den Vitrinen schlafen vergilbte Briefe, Konzepte, Reinschriften. Schlafen? O, sie sind wach. Sie leben. Ein immerwährend klar sprudelnder Quell, berichten und plaudern sie von Sippe und Sitten, von Wiege und Werden, von Jugend und Jagen, von Scheffels Seele und Sehnen. Von Heimat. Von Deutschland.



A. Boeld

Häuser und ihr Gesicht

Da und dort tauchen im Stadtbild Gebäude auf, die in scharfem Stilkontrast zu ihrer Umgebung stehen und uns ihrer Eigenart und herben Schönheit wegen fesseln. Man sieht ihnen an, sie stammen aus einer Zeit, wo ein einheitlicher, kraftvoll künstlerischer Wille das Gesamtbild der Stadt zu beherrschen versuchte.

Es sind hauptsächlich Schöpfungen Friedrich Weinbrenners.

Unter den ältesten Vertretern der Karlsruher Baukunst fällt uns zunächst ein Zwillingpaar auf, das in Wuchs und Farbe täuschend ähnlich ist (wie sich das ja auch bei Zwillingen so gehört) und das auch entsprechend gleiche Gesichter hat. Sie stehen auf dem Marktplatz und haben schon die verschiedenartigsten Berufe ausgeübt. Unter anderem trieben sie bis zum Jahre 1874 das wenig einträgliche Geschäft, Gaststätte des Lyzeums zu sein, tragen aber heute auf ihrer Visitkarte das Prädikat „Wasser- und Straßenbaudirektion.“ Man sieht, recht ehrgeizige Leute. Sie haben beide ein ehrwürdiges Aussehen, sind alte Knaben mit reicher Lebenserfahrung, schielen ein wenig (wohl zum reizenden Vis-à-vis?) und stehen im Schutze der evangelischen Stadtkirche.



Dieser nächste imposante Weinbrennerbau ist klassische Kunst und Schönheit. Seine edeln griechischen Züge mit den 6 stattlichen korinthischen Säulen erregen unsere Bewunderung, während sein Epistyl und der stilreine Architrav die Gesetzmäßigkeit und Schönheit des Antlitzes vervollständigen.



Den goldenen Engel auf dem harmonischen Spitzturm der evangelischen Stadtkirche grüßt auf der anderen Seite der goldene Merkur des Rathausturmes. Der Bau selbst, wieder Weinbrenners Werk, steht im Bewußtsein seiner Würde breit auf dem Platze. Sein Gesicht ist ganz diskrete Verschlossenheit, Wissen von allerhand, Vielkönnen und noch mehr Wollen.



Zwei verjüngte Weinbrennerkinder treten auf dem Marktplatz noch in Erscheinung: Der Badische Handelshof und die Städtische Sparkasse. Sie sind beide nüchterne Rechner, sehr gescheit, von absoluter Zuverlässigkeit und genießen unser Vertrauen. Sie träumen nicht vergangenen Zeiten nach, schauen in die Zukunft, sind arbeitsam. Nunmehr Kinder der Zeit geworden, sind sie noch schöner, als sie waren, haben wirklich ein angenehmes Aeussere, sind „bessere Herren“.



Ganz in der Nähe des Platzes träumt im Schatten hoher Häuser ein Kirchlein seinen idyllischen Traum. Die Kleine Kirche der Reformierten. Im Jahre 1771 schuf sie Wilhelm Jeremias Müller. Man möchte es streicheln und liebkosen; denn es ist so lieb. Sein reizendes Gesichtchen hat es vor Jahren vor dem Untergang bewahrt, als man den Bau entfernen wollte. Und nun steht es noch und ist ein Schmuck der Stadt geblieben.



Der idyllischst gelegene Weinbrennerbau, die ehemalige „Amalienruhe“, das Nymphenschlößchen, oder, wie es in seiner wechselvollen Geschichte auch hieß, der Musikpavillon, steht im Nymphengarten, in einem Park, der in mehreren Jahrzehnten durch fürstliche, städtische und private Schenkungen zu einem der lieblichsten Plätze der Stadt geschaffen wurde.

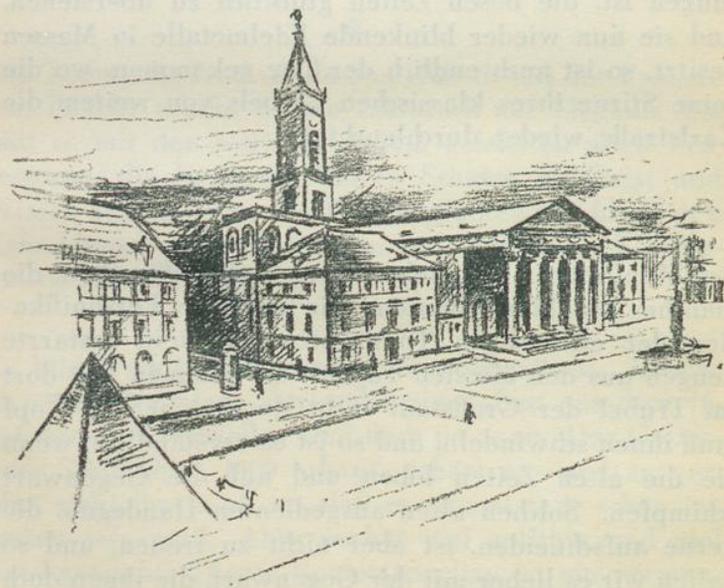
Ehemals reichte der Park als „Erbprinzengarten“, angelegt im Jahre 1788 vom Erbprinzen Karl Ludwig für seine Gemahlin Amalie, in nördlicher Richtung bis zum heutigen Gebäudeblock der Handelskammer, so daß Friedrichsplatz und Sammlungsgebäude mit seinen Vorgärten einen Teil des alten Gartens bilden. Als der Park später durch die Erbprinzenstraße durchschnitten wurde, verband ein unterirdischer Gang beide Teile. Sein Anblick soll damals viel schöner und in seiner romantischen Vielfältigkeit noch viel idyllischer gewesen sein als heute. Gegen die Kriegstraße hin befand sich der sogenannte „Gotische Turm“ mit einem Monument von Scheffauer und dem Cinerarum des auf seiner Rußlandsreise so tragisch ums Leben gekommenen Gemahls Amaliens, und, wie alte Bilder die Umgebung illustrieren, mochte das Ganze als Sommerwohnung der Markgräfin ein köstlicher Ruhesitz gewesen sein.

Als Zeitgenosse jener Tage hat Theodor Hartleben das Palais beschrieben.

„Ueber einen kleinen Vorhof, umgrenzt von Gebäuden für die Dienerschaft der Frau Markgräfin, gelangt man auf einer bequemen steinernen Stiege in das Corps de Logis, welches aus zwey Stockwerken bestehet. Zwey einstöckige Nebengebäude sind mit demselben in Verbindung gesetzt. Die Anlage und Eintheilung der Zimmer ist durchaus dem Zwecke eines ländlichen Aufenthaltes entsprechend. Ein angenehmer Saal von gefälligem Verhältnis, welcher den Strahlen der heißen Mittagssonne entzogen ist, erhebt sich durch beyde Stockwerke; von demselben, auf einer breiten mit Platten belegten Terrasse, welche sich um das Gebäude ziehet, erblickt man den Wechsel von Blumen, Pommeranzen und Zitronenbäumen. Ein gerader Weg führt über das erhöhte Erdreich aus dem Saale in die reizende englische Anlage. Steigt man über eine kleine Treppe

des Landhauses zu der Platteforme desselben, so öffnet sich ein Panorama der umliegenden Gegend, von dessen Genusse man sich ungerne entfernen wird.

Nicht ferne von dem mit mannichfaltigen auserlesenen Gemälden und Kupferstichen geschmückten kleinen Palais erreichen wir am Ende des Gartens eine Volière als Schlußgebäude von Steinen erbauet, mit mehreren Reihen Pflanzen eingefast. Ihr innerer Raum unten mit Ruhebänken ist von allen Seiten hell und frey, mit großen Fenstern und Flechtwerk umgeben. Das Dach ruhet auf kleinen dorischen Säulen. Aug und Ohr werden in diesem Freystaat der Vögel lebhaft beschäftigt. Gegenüber gleichsam an der anderen Seite des Gartens erhebt sich der schon angeführte gothische Turm. Der Freund der Oekonomie besucht zuletzt auch den Hühnerhof. Er wird da eine auserlesene Sammlung Hühner, Fasanen etc. finden, welchen ein mit Eichenrinde bekleidetes Häuschen Schutz und Obdach gibt.



Marktplatz, evangelische Stadtkirche

Amaliens Ruhe ist mit einer Aha-Mauer eingefast, hat 6 Eingänge und einen Flächeninhalt von 17 Morgen, drei Vierteln und 18 Ruthen.“

Beim Durchbruch der Lammstraße mußte mit verschiedenen anderen Zierarten auch der „Gothische Turm“ fallen und im Jahre 1891 erhielt der Garten vom städtischen Gartendirektor Ries seine jetzige Gestalt.



Um von Weinbrenner Abschied zu nehmen, lassen wir uns von der Münze, dieser gewichtigen alten Dame, empfangen. Sie hatte noch bis vor kurzem ihr allerältestes Gewand an, das zu ihrem Reichtum in schroffstem Widerspruch stand. Aber sie lächelte, trotz der vielen Vorwürfe, das heitere Lächeln der Greisinnen, die viel besitzen und gerne helfen. Da es ihr nun gelungen ist, die bösen Zeiten glücklich zu überstehen, und sie nun wieder blinkende Edelmetalle in Massen besitzt, so ist auch endlich der Tag gekommen, wo die reine Stirne ihres klassischen Giebels von weitem die Karlstraße wieder durchleuchtet.



Am Mühlburger Tor stehen zwei kleine Häuschen, die manches erzählen könnten. Sie sind die Personifikation der ehemaligen Torwächter, zu Stein erstarrte Zeugen aus den ältesten Tagen. Sie kommen sich dort im Trubel der Großstadt recht dumm vor, ihr Kopf muß ihnen schwindeln, und so ist es verständlich, wenn sie die alten Zeiten loben und auf die Gegenwart schimpfen. Solchen alten ausgedienten Haudegen, die gerne aufschneiden, ist aber nicht zu trauen, und so halten wir es lieber mit der Gegenwart, die ihnen doch immerhin das Gnadensbrot schenkt.

Vom Schüler Weinbrenners, Hübsch, im Jahre 1853 erbaut, zeigt der Backsteinrohbau des Landestheaters inmitten der heimischen Buntsandsteingebäude ein fremdes Gesicht. Es ist also etwas Besonderes. Und will's auch sein. Und das mit Recht. Eine große Vergangenheit prägt sich in seinen Zügen mit der bewußten Gegenwartsgestaltung zu einem zukunftsfrohen Mienenspiel aus. Die heilige Zahl der 7 Torbögen ist Symbol. Des Rundbaues Heiligenschein überstrahlt das ganze Antlitz und krönt das Haus der Kunst zum Tempel der Muse.



Hübsch's andere Kinder, die Orangerie und der Porphyrsaal mit den Pflanzenhäusern, sind wie ihre Namen und ihre Pfleglinge lauter Exoten. Der Eingang zum Botanischen Garten mit den beiden Türmen wirkt wie ein römisches Kastell, die Orangerie ist ein schwer einfangbares Tier, dem man mit Recht mißtraut.

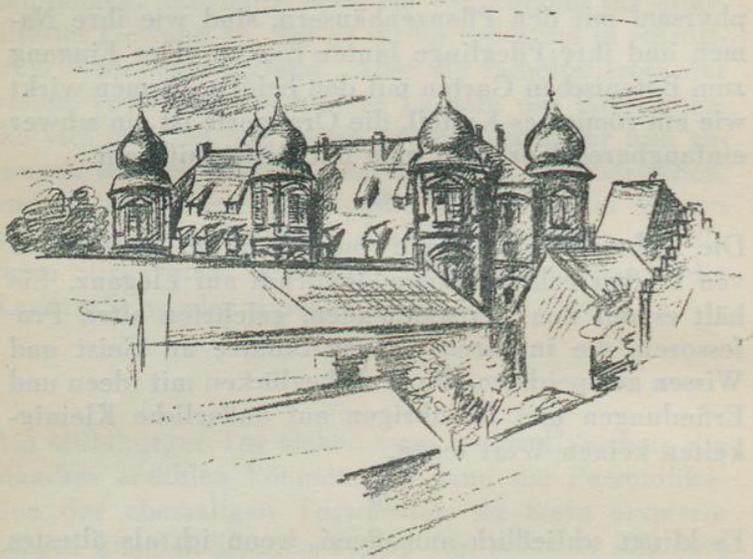


Die Technische Hochschule von Hübsch mit der Fassade von Fischer erhebt keinen Anspruch auf Eleganz. Sie hält es mit den weitschauenden, gelehrten alten Professoren, die in ihrem Innern Schätze an Geist und Wissen aufspeichern, die Welt beglücken mit Ideen und Erfindungen und im übrigen auf äußerliche Kleinigkeiten keinen Wert legen.



Es klingt schließlich anmaßend, wenn ich als ältestes Gebäude der Stadt Karlsruhe einen Bau aus dem 16. Jahrhundert vorstelle. Und doch ist es so. Das Gottesauer Schlößchen, 1599 erbaut, gehört uns und zu uns. Man sieht ihm noch an, daß es einmal sehr schön gewesen sein muß. Aber es hat viel gelitten und viel durchgemacht. Dieser Renaissancebau ist ein verwünschtes Schloß. Es müßte eigentlich irgendwo ganz

einsam stehen und nicht bewohnt sein als höchstens von Eulen und Uhus. Dann müßte noch der Mond zwischen Fichten und Tannen in die hohen Fenster schauen und ein Spuk- und Traumbild vorgaukeln von ehemaligen bessern Zeiten. Es ist ein richtiger Vagabund geworden, arg verwahrlost, unsagbar erbärmlich. Nur von ganz weitem sieht man seiner Gestalt den Adel der Haltung an, in der Nähe zeigt das Gesicht Spuren tiefsten Verfalls.



Gottesauer Schloß

Unser Gymnasium

Quid sit futurum cras, fuge quaerere“ — doch nach dem zu fragen, was gestern war, wirst du uns, lieber alter Horatius, erlauben? Denn es drängt uns darnach, die vergangenen Zeiten zu erforschen und Geschick und Geschichte dessen, was uns verwandt und lieb ist, kennen zu lernen.

Schreiten wir auf den alten ausgetretenen Sandsteinfließen im heutigen Gymnasiumbau, so möchten wir glauben, unzählige Generationen hätten sie schon betreten, wären wissensdurstig in den heiligen Räumen gesessen, um aus dem Quell klassischer Tradition zu schöpfen. Und doch schrumpfen bei näherer Betrachtung die Jahrzehnte zusammen, uns gleichzeitig aus der Fülle des „multa“ ein „multum“ gewährend.

Wir sehen im grauen Nebel der Vergangenheit, im Sommer des Jahres 1721, das „Athenäum“ entstehen, eine zweiklassige Schule und Vorläuferin des Gymnasiums, die zunächst in einem Mietshause untergebracht wird, im „Waldhorn“, das dem Wirt und ersten Karlsruher Bürgermeister Sembach gehört. Präzeptor Steinlein und Professor Malsch beginnen mit 45 Schülern den humanistischen Unterricht, jenen fortsetzend, der in Durlach infolge der Verlegung der Residenz eingeschränkt werden mußte. Nach drei Jahren wird die Schule verlegt und erhält ein neues Gebäude an der Nord-Ost-Ecke des heutigen Marktplatzes.

Mit Ehrfurcht gedenkt der Chronist des ersten „Rektors“ und Leiters des Gymnasiums, Philipp Jakob Bürklin. Von ihm strahlt eine illustre Reihe von glänzenden Namen, idealer, wissenstüchtiger Pädagogen und Philologen aus, die im Laufe der Geschichte des Gymnasiums durch Malsch, Kärcher, Hebel, Wendt, Häußner und Karle gekennzeichnet sind.

Die „*Studiosi*“ der obersten Klasse des „*Gymnasium Publicum*“ nahmen, ihrem Lehrplan nach, eine Mittelstellung zwischen Gymnasiasten und Hochschülern ein. Sie durften einen Degen tragen, sollten ihn aber nicht in die Schule oder gar in die Kirche mitnehmen. Außerdem pflegten sie sich durch Abzeichen an der Kleidung, durch einen mit Goldschnur eingefassten violetten Samtkragen und dergleichen von den anderen Bürgersöhnen zu unterscheiden, eine Mode, die dann allen Klassen vorgeschrieben wurde. Später kam man von dieser Art Uniformierung ab, und die Klassenmütze ist das Einzige, was in einigen heutigen Mittelschulen davon übrig geblieben ist. Als ein gutes Zeichen für das Betragen der Schüler möge die Tatsache angesehen werden, daß erst im Jahre 1753 ein Karzer errichtet worden ist. Doch wurde vom Züchtigungsrecht mit Rute und Stock, nicht nur gegen Schüler der unteren Klassen, fleißig Gebrauch gemacht.

Ob diese pädagogische Nachhilfe mehr für Faulheit als für Unartigkeiten angewandt wurde, dürfte vom Chronisten nur schwer festgestellt werden. Es scheint ihm aber eher für verhältnismäßig schlechte Leistungen geschehen zu sein, wenn man bedenkt, daß das Hauptfach des humanistischen Gymnasiums, die lateinische Sprache, bis zur vollständigen Beherrschung in Wort und Schrift gelehrt wurde. Tröstet euch also, mühsam lernende Tertianer und Sekundaner, wenn ihr die Regeln der „*consecutio temporum*“ oder den bösen römischen Kalender nicht gleich kapiert, oder wenn euer unmusikalisches Ohr dem eleganten Rhythmus Virgils und Ovids gegenüber hartnäckig versagt. Skandiert und seid froh, daß nicht ein choleraischer Präzeptor die Hexameter auf euren Rücken „skandiert“! Aber glücklich müßt ihr dennoch eure degenträgenden Vorgänger schätzen, wenn ihr erfahret, daß Rechnen dem Privatunterricht überlassen wurde und die ominöse Mathe-

matik sich nur bescheiden hervorwagen durfte. Wieviel Sorgen mögen ihnen wohl erspart geblieben sein! Dagegen trat das Hebräische stark in den Vordergrund, und auch Griechisch wurde fleißig getrieben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Lehrplan allmählich erweitert und Deutsche Literatur und Zeichenunterricht eingeführt. Schließlich kamen auch Französisch als Pflichtfach und Englisch als wahlfreier Unterricht zur Geltung. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Zahl der lateinischen und griechischen Stunden vermindert, dafür aber auf Mathematik und Deutsche Literaturgeschichte größerer Nachdruck gelegt. Was Turnen und Spielen anbelangt, so kannte man ursprünglich solche Dinge nicht. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahmen einige Schüler am Privatunterricht teil, und als Turnen in den Lehrplan aufgenommen wurde, geschah dies zunächst als Freifach. Im Sommer wurde bei guter Witterung im Freien geturnt, aber viel wird es nicht gewesen sein. Schließlich brachte der Begründer des modernen Turnunterrichts, Maul, das Turnen auf den Stand, den es verdient, und den in neuerer Zeit Turninspektor Leonhard und sein Nachfolger Eichler beibehalten und ausgebaut haben. Jahrzehnte kamen und gingen. Außere Geschehnisse, vor allem kriegerische Ereignisse, konnten auch am Gymnasium nicht spurlos vorübergehen. Es gab Zeiten, wie während des Aufstandes 1849, wo in den obersten Klassen kaum die Hälfte der Schüler anwesend war. Wer denkt da nicht an die letztvergangenen Kriegsjahre und an die Lücken, die in den Primen manchmal zur Auflösung der Klassen geführt haben? Indessen wurde das alte Holzgebäude am Marktplatz baufällig und seine Räume erschienen immer unzulänglicher, so daß ein Neubau bei der Stadtkirche bezogen werden mußte. Das Gebäude wurde endgültig im Jahre 1824 mit Nord- und Südflügel dem Unterricht über-

geben. Doch war die Lage dieses Hauses aus vielen Gründen recht ungünstig. Vor allem scheint der unruhige Markt betrieb mit seinen feilschenden überlauten Verkäuferinnen den Unterricht sehr beeinträchtigt zu haben. Schon vor Ausbruch des Krieges 1870 hatte man daher in einer weniger verkehrsbelebten Gegend einen Platz für die Errichtung eines Neubaus ausgesucht, und zwar „außerhalb der Stadt“, an der heutigen Stelle, Bismarkstraße Nr. 8. Im Jahre 1874 wurde das neue Gebäude bezogen und am 3. Oktober feierlich eingeweiht.

Gymnasium. Wie oft wurde sein Name geändert, wie verschieden und doch immer gleich inhaltsreich klangen die Benennungen „Gymnasium Illustre“, „Caroli-Hesyschaeum“, „Lyzeum“. Wie sein Name auch immer heißen mochte, die Worte, die bei der feierlichen Einweihung im Jahre 1874 von Minister Jolly gesprochen wurden, sind unabhängig von äußeren Namen und Klang. Sie enthalten das ganze humanistische Programm, heilige Tradition und höchste Pflichtauffassung: „Das Gymnasium gewährt eine populäre Uebersicht über die wichtigsten Wissensgebiete, übt den sich entwickelnden jugendlichen Verstand durch die scharfen Aufgaben der Mathematik, es gewährt ihm und zugleich der ganzen Seele durch das grammatische Studium und die Einführung in die alte klassische Literatur die fördernde und köstlichste Nahrung, welche nach aller menschlicher Erfahrung für die Entwicklung der edelsten Kräfte gefunden werden kann. Das Gymnasium ist nach Zweck und Bestimmung recht eigentlich die Pflanzstätte der Idealität, und weil der Staat ohne Pflege des Idealen in dem Menschen verkümmern müßte, widmet er diesen Anstalten seine vollste Fürsorge, sieht in ihrem Gedeihen seine Zwecke und sich selbst unmittelbar gefördert, freut sich ihres inneren und ihres äußeren Wohlergehens.“

Ein trautes Plätzchen

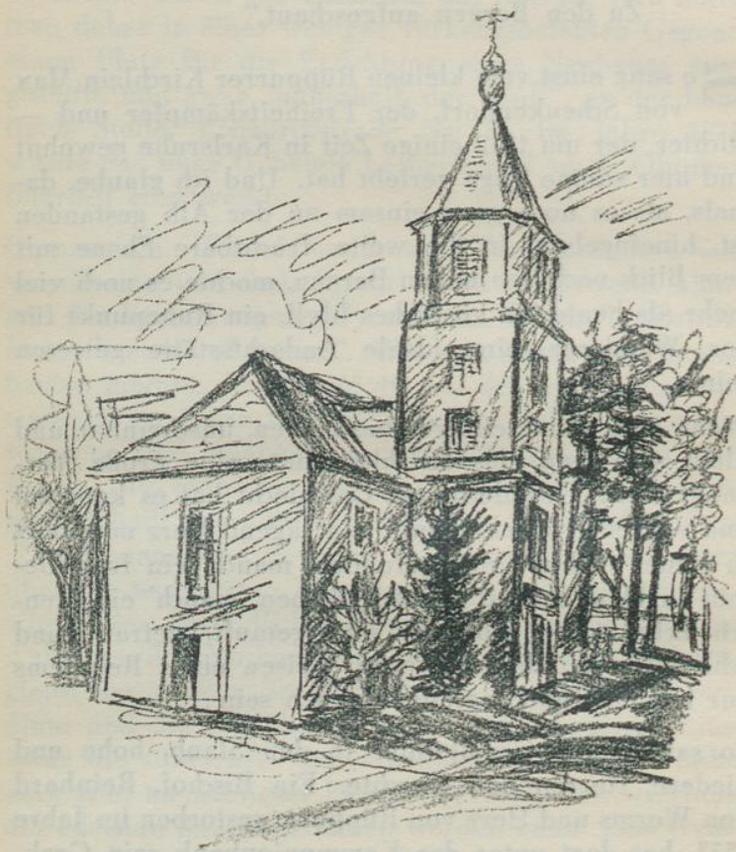
„Kirchlein, einsam an den Straßen,
Wer dich hier einst aufgebaut,
Liebend hat er ohne Maßen
Zu den Bergen aufgeschaut.“ —

So sang einst vom kleinen Rüppurrer Kirchlein Max von Schenkendorf, der Freiheitskämpfer und — Dichter, der um 1812 einige Zeit in Karlsruhe gewohnt und hier schöne Tage verlebt hat. Und ich glaube, damals, als es noch ganz einsam an der Alb gestanden ist, hineingebaut in die weite, fruchtbare Ebene mit dem Blick nach den nahen Bergen, mochte es noch viel mehr als heute ein köstliches Idyll, ein Ruhepunkt für den Wanderer, eine ideale Andachtsstätte gewesen sein.

Wenn auch sein Aeußeres bescheiden, unscheinbar und klein sein mag, das Kirchlein hat seine große Vergangenheit. Geschlecht um Geschlecht hat es kommen und vergehen sehen, manch' ein zagend Herz mag dort in seiner Obhut Trost gefunden, manch' ein froh Gemüt in Dankbarkeit gejubelt haben, manch' ein Menschenkind wird wohl in ihm getauft, getraut und schließlich mit den schweren Weisen eines Requiems zur letzten Ruhe begleitet worden sein...

So sanken die Geschlechter in den Staub, hohe und niedere, Herren und Knechte. Ein Bischof, Reinhard von Worms und Herr von Rüpurr, gestorben im Jahre 1533, hat dort unter der Kommunionbank sein Grabmal. Stand, Namen und Art der Menschen sind vergessen, die Jahrhunderte kamen und gingen, noch steht das Kirchlein.

Deshalb sind solche Gebäude mächtige Zeugen, kraftvolle Gestalten, die im Gewoge der Geschichte und des



Rüppurrer Kirchlein

menschlichen Lebens Jahrhunderte und Jahrtausende überstehen und uns etwas von der Ewigkeit ahnen lassen.

„Kirchlein, aus der Lieben Mitte
Ohne Rast und ohne Ruh'
Lenken täglich meine Schritte
Durch die Stoppeln dir sich zu.“

Wieviele solcher trauten, idyllischen Stätten des Friedens gibt es doch in unserem schönen Heimatlande! Ob sie hoch oben auf einsamer Schwarzwaldhöhe im Tannendunkel romantische Zuflucht gewähren, oder ob sie im Getriebe des Großstadtlebens nur einige Meter getrennt stehen von den Lokalen der lauten Freude.

Hier wie dort eröffnet sich dem Besucher, nicht nur dem sentimental-romantischen, eine neue Welt, die Welt des Friedens, die schon im Äußern die Welt des Geistes symbolisiert. Und wie man manchmal im Kaffeehaus bei Jazz- und Orchesterklängen in der Vielheit der Physiognomien Entspannung und Ablenkung findet, so mag auch von Zeit zu Zeit der Gegenpol, in der Abgeschlossenheit eines durch Tradition geheiligten Raumes, wohltuende Wirkung ausüben.

Denn da, wo sich die Reize der Natur mit den künstlerischen Schöpfungen der Menschen zu einem harmonischen Ganzen vereinen, wo sich das Walten unserer Vorfahren und die Geschehnisse der Vergangenheit tröstend und schützend uns offenbaren, da rauschen Quellen, kühlend und läuternd, da atmet man Ruhe, Frieden...



Entschwundene Romantik – Von der Pferdebahn

Am 19. März des Jahres 1900, vormittags 10 Uhr 25, trabte das letzte Pferdebahngespann vom Mühlburgertor durch die Kaiserstraße. Damit war die 25-jährige Dienstzeit der Vorläuferin unserer heutigen Straßenbahn abgeschlossen, und man kann sagen, daß damit auch der allerletzte Vertreter der romantischen Verkehrsepoche mit leisen Anklängen an die gute, alte Zeit der Postkutsche endgültig ausgezogen war.

Als kurz vor dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 eine Pferdebahn Durlach—Karlsruhe—Mühlburg eingerichtet werden sollte und die Konzession dem Amerikaner Broadwell erteilt worden war, stellten sich zunächst finanzielle Schwierigkeiten ein. Einige Monate später brach der Krieg aus, der Amerikaner reiste ab, und das Projekt ruhte nun etliche Jahre. Doch waren die Entfernungen der beiden Nachbargemeinden Durlach und Mühlburg zu groß, und außerdem wuchs der Ortsverkehr zu sehr, als daß man auf eine so zweckmäßige und bequeme Verbindung, wie sie in der Pferdebahn bestand, und die andere Städte schon besaßen, noch länger hätte verzichten können. Der Stadtrat nahm daher das Projekt ernstlich in Angriff und erteilte nach einem Ausschreiben vom April 1876 dem Bremer Ingenieur Westenfeld die Konzession, während 50 Jahren eine Pferde-Eisenbahn vom Durlacher zum Mühlburger Tor und vom Marktplatz zum Bahnhof zu betreiben. Nach einer Probefahrt, der die Vertreter des Hofes und der Staats- und Gemeindebehörden sowie die Presse beiwohnten, wurde am 21. Januar 1877 die Bahn auf der Kaiserstraße feierlich eröffnet. Gegen Ende des Jahres wurde der Betrieb nach Mühlburg aufgenommen, während die Verbindung mit Durlach erst im Jahre 1881 mittelst einer Dampfstraßenbahn zustande kam.

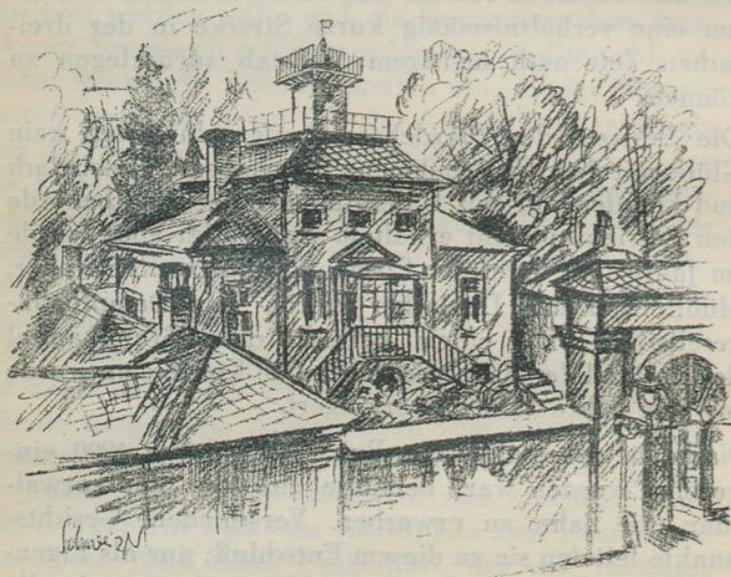
Unsere älteren Mitbürger werden sich jener Zeiten erinnern, da noch keine elektrischen Drähte das Straßenbild durchschnitten, wo die Pferdebahn geschäftig und doch gemütlich durch die Straßen rasselte. Sicherlich hat sie ihnen damals als „moderne Errungenschaft“ alle Achtung abgezwungen, indessen sie der heutigen Generation nur mit der Patina des Historischen, mit dem Schleier des Legendenhaften erscheint. Tempora mutantur ... Mochte die Pferdebahn auch einem dringenden Bedürfnis entsprochen haben, mochte der niedere Bau der Wagen zum Einsteigen bequem und das Tempo wenig gefährlich gewesen sein, ich glaube nicht, daß wir uns wieder so rütteln und schütteln lassen wollten, um eine verhältnismäßig kurze Strecke in der dreifachen Zeit nach heutigem Maßstab zurücklegen zu können.

Die Besitzer der Pferdebahn hatten durchweg kein Glück mit dem Unternehmen. Sie wechselten mehrfach und konnten nur mit Unterstützung der Stadtbehörde den Betrieb aufrecht erhalten. Schließlich aber wurde im Jahre 1881 unter der Firma „Vereinigte Karlsruher, Mühlburger und Durlacher Pferde- und Dampfbahngesellschaft“ mit einem beträchtlichen Grundkapital der Bestand der Bahn gesichert. Die Konzession wurde bis zum Jahre 1950 (!) verlängert.

Nachdem der elektrische Betrieb im Jahre 1900 eingeführt worden war, bemühte sich die Stadtverwaltung, die Bahn zu erwerben. Verschiedene Gesichtspunkte leiteten sie zu diesem Entschluß; nur als Eigentum der Gemeinde kann ein Unternehmen wie die Straßenbahn ausschließlich dem Interesse der Gesamtheit dienen. Im Jahre 1903 ging die Bahn in Besitz der Stadt über.

Wenn auch heute kein Mensch der verschwundenen „klassischen“ Romantik einer gemütlichen Verkehrsära nachtrauern mag, so wird man doch bei der nützlichen

Betrachtung der etappenmäßigen Entwicklung der Verkehrsmittel die neuesten Errungenschaften der Technik wieder schätzen und bewundern lernen. Wir kennen heute eine andere Romantik, die der Technik, der brausenden Symphonie der Räderwerke mit der allesbeseelenden Seele der Elektrizität. Und das Motto heißt: Fortschritt. Wann kommt die Generation, die auch die heutige Straßenbahn als Modell in irgend einem Museum historisch-kritisch betrachten wird?



Amalienruhe

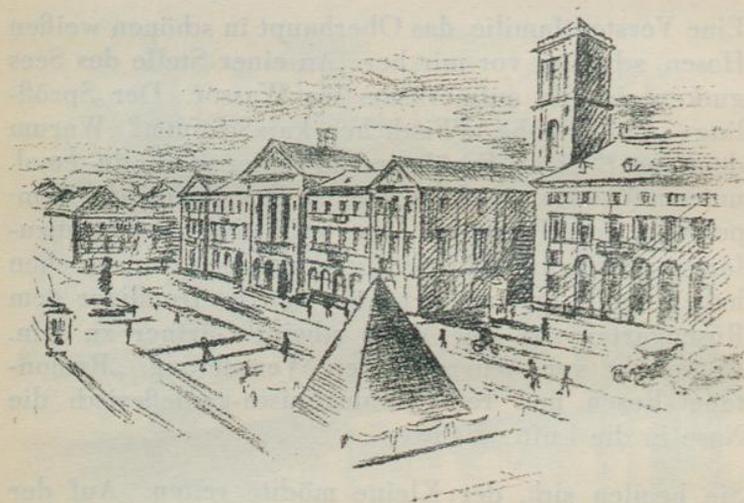
Im Stadtgarten

Sie müssen sehr früh aufgestanden sein, die Getreuen von Mühlburg, Durlach, Ettlingen und Rastatt, die so zeitig den Stadtgarten bevölkern. Man stürmt die Boote am See, man amüsiert sich. Ein ganzer Gesangverein füllt frohgemut die „Vaterland“ aus, Fetzen „mehrstimmiger“ Lieder dringen bis zur Konzertmuschel, wo die Schülerkapelle bekannte Weisen aufspielt. Denn es ist Sonntag-Morgen. Kleine und kleinste Kähne durcheilen den See, necken um die Fontaine, werden geduscht.

Eine Vorstadtfamilie, das Oberhaupt in schönen weißen Hosen, schreitet vor mir her. An einer Stelle des Sees gucken sie alle aufmerksam ins Wasser. Der Sprößling: „Gell, Babbe, d’Fisch hen kai Sctimm? Warum denn net?“ Der Ernährer: „Probier doch du emol, unterm Wasser zu schwätzel“ ... Der japanische Tempel wird scheel beäugt. Man weiß nichts damit anzufangen, betrachtet ihn als Kuriosum, das man gesehen haben muß, und wendet sich um so freudiger dem Rosengarten zu. Der Vater scheint Gärtner zu sein. Er spricht von Wurzelstöcken, Veredelung, „Remontang“-Rosen und rekt fachmännisch-genießerisch die Nase in die Luft. „Sauwer“.

Sie beeilen sich, der Kleine möchte reiten. Auf der Reit- und Fahrbahn herrscht reger Betrieb. Die kleinen Pferdchen traben, der Esel und das Kamel tragen frohe Buben und Mädels auf dem Rücken, und im schmucken Jagdwägelchen wird die Bahn umkreist. Bonnen und Mütter stehen stolz an der Schranke und lassen ihre Schützlinge nicht aus dem Auge. „Noch emol Babbel!“ Doch der Babbe gibt keine Erlaubnis mehr, und nun geht’s hinüber zum Raubtierhaus, zu den Löwen, zu den Bären und zu den Affen. Der Tierpark füllt sich

immer mehr, schwatzende Gruppen, junge Dinger in hellen farbigen Fähnchen. Ein Gewitterregen prasselt nieder. Aufgescheucht wirbelt alles durcheinander. Man flüchtet zum Schwarzwaldhaus. Der Babbe krepelt sorgfältig seine schöne weiße Hose um, und wie die Sonne wieder lacht, schreitet man weiter, neuen Entdeckungen entgegen.



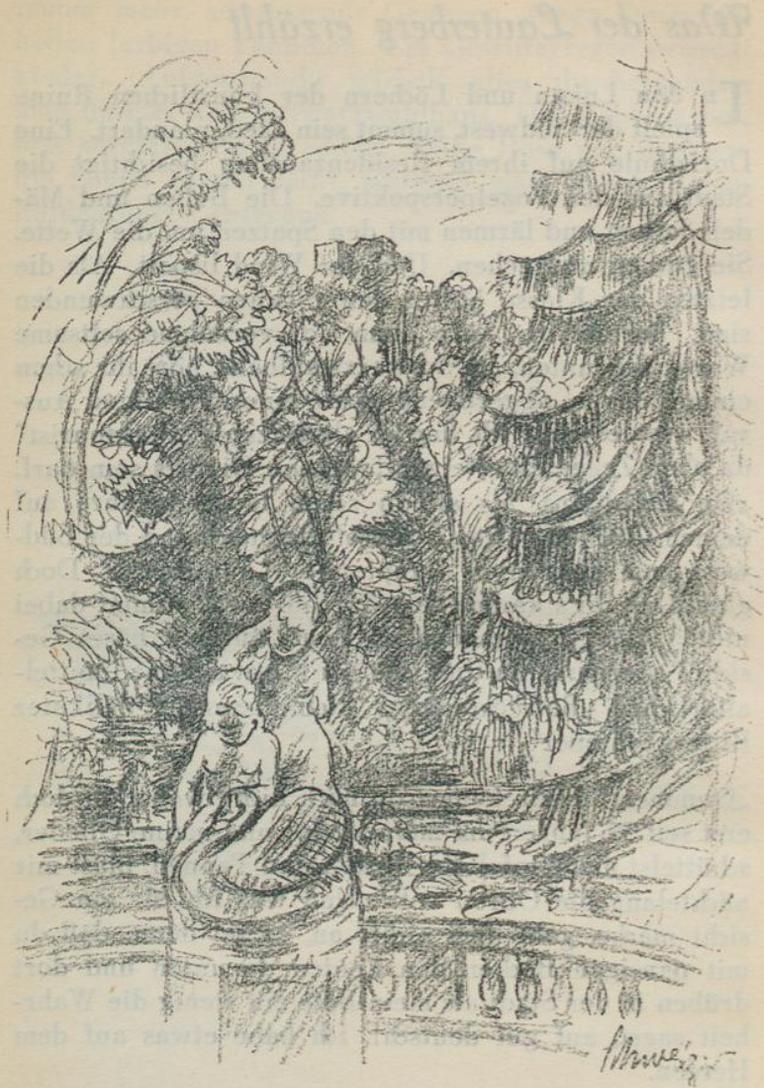
Marktplatz, Pyramide und Rathaus

Was der Lauterberg erzählt

In den Luken und Löchern der künstlichen Ruine spielt der Südwest, summt sein Lied, plaudert. Eine Dorfschule auf ihrem Residenzausflug besichtigt die Stadt aus der Vogelperspektive. Die Buben und Mädels lachen und lärmen mit den Spatzen um die Wette. Sie gucken und gehen. Und der Wind lispelt. Als die letzten der Klasse hinter den Büschen verschwunden sind, horche ich auf; denn ich vernehme seltsame Worte. Ihr unten, am Schwarzwaldhaus, hört ihr schon einiges davon, abgerissene Sätze, einen flüchtigen Ausruf, wieviel mehr ich, der ich als einziger „Hochtourist“ da oben Zeuge eines eigentümlichen Dialogs sein darf. „Du siehst aus, als ob du schon tausend Jahre auf deinem Rücken hättest“, säuselt schmeichelnd der Südwest zum gekrönten Haupte des Lauterbergs. Doch glaub' ich dir's kaum; denn irgend etwas stimmt dabei nicht. Aber, was machst du heute für ein böses Gesicht? Aergerst du dich, störe ich etwa deine „mittelalterlichen“ Betrachtungen? Reminiszenzen delikater Ritterabenteuer?

„Dummer Bursch, kennst du mich nicht, wehst du doch erst seit 35 Jahren um mein Haupt und meine Glieder, schüttelst die Wipfel der Birken und Tannen, bläst mir nächtelang die Ohren voll! Und was ich für ein Gesicht mache, geht dich nichts an, es sei denn, daß du mit pausigen Backen den Leuten da unten und dort drüben in der Stadt als mein Bote ein wenig die Wahrheit sagst, auf gut deutsch! Ich habe etwas auf dem Herzen.“

„Bin ich nicht ein ganzer Kerl, schollenverwachsen, schwarzwaldahnend, schön und froh im bunten Kleide? Trage ich nicht herrliche Juwelen, glitzernde Kleinodien, schmücken mich nicht liebliche Pflanzen, sturmtrotzende

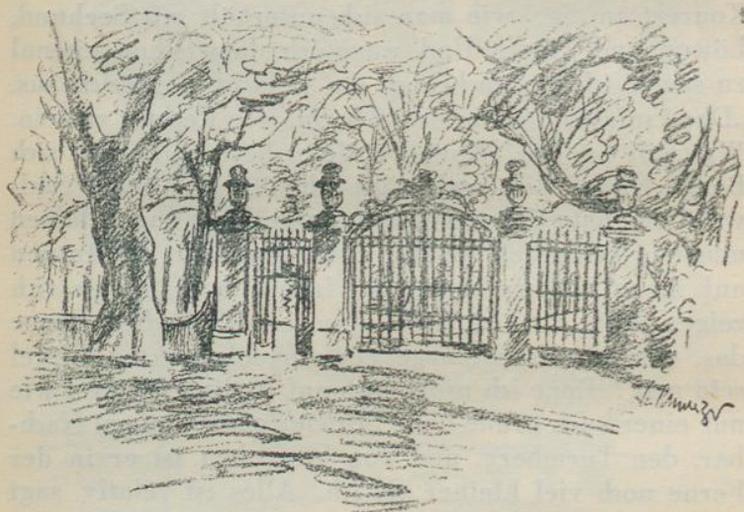


Stadtgarten, Blick von der Kallergruppe auf den Lauterberg

Bäume, Schwarzwaldtannen und Buchen und schlanke Birken? Schlängeln sich nicht sanft ansteigend lauschige Pfade von allen Seiten zu meinem Haupte herauf, schattige Zuflucht mit schmollenden, köstlichen Lauben? Du selbst weißt am besten, wie schön von hier oben die Aussicht ist und den belohnt, der zu mir kommt. Doch wer! Hier liegt der Hase im Pfeffer. Ich will nicht klagen, viele Kinder, Mädels und Buben, pilgern mit Vorliebe zu meiner Höhe herauf und auch manche andere Leute. Jedoch das könnte anders, besser sein, häufiger geschehen. Oftmals höre ich das laute Treiben von ferne, wie man sich amüsiert beim Konzert am See, wie man sich unterhält mit Seehund, Löwen und Tiger. Und wage ich dazwischen einmal zu sagen, ich bin auch noch da, so lacht man mich aus. „Der Einfaltspinsel bildet sich ein, was Rechtes zu sein. Was will der nur! Kaum 50 Meter hoch und nennt sich Berg! Kitzel mich mal!“ Ich schwöre dir, lieber Südwest, das habe ich mir schon einige Male sagen lassen müssen. Doch ließ ich die Leute reden im Vertrauen auf ihren biedern Sinn, der früher oder später sich zeigen muß. Bin ich nicht etwa in der flachen Ebene das, was im Hochgebirge ein schneebedeckter Gipfel sein mag? Rage ich nicht hoch auf in die Luft, frei wie nur einer? Ich grüße ohne Schwierigkeit meinen Nachbar, den Turmberg, und von hier oben ist er in der Ferne noch viel kleiner als ich. Alles ist relativ, sagt ein sympathischer Gelehrter, der meinem Gestein verwandt sein muß. Und er hat den Nagel auf den Kopf getroffen!

Wenn die Sonne lacht und hundert Vöglein singen, wenn laue Winde wehen und die Bäume rauschen, dann sage den Leuten, daß sie zu mir kommen sollen. Ich will ihnen die Schönheiten der Stadt und der ganzen Umgebung weisen, und sie werden nicht enttäuscht sein. Mein Vater, weißt du, Oberbürgermeister Lauter,

ein feiner Mann, der gab mir doch das Leben nur, um seinen Mitbürgern und allen Besuchern etwas Besonderes, etwas Schönes bieten zu können. Andere Städte in der Ebene wären froh, hätten sie mich, den Lauterberg! Es ist mal so richtig, das Wort vom Propheten im eigenen Lande... Doch auf, lieber Südwest, brause es allen ins Ohr: Kommt und besuchet mich, es wird euch nicht reuen!"



Eingang zum Fasanengarten

Besuch im Waldheim

Freund Lindoberer kam nach Karlsruhe. Freund Lindoberer stand mit mir auf der Kaiserstraße. Sie können sich denken, was das heißt. Ein Ausruf der Verwunderung nach dem anderen. Es war kurz nach acht Uhr morgens, und der Zufall wollte, daß wir gerade an der Herrenstraße dem „Caritas-Express“ begegneten, der hier mit voller Last — gegen 30 Buben und Mädels — in fröhlicher Wichtigkeit auf der Fahrt ins Waldheim begriffen war. Ein munteres Pferdchen trabte und zog das Wägelchen, in dem zunächst nur Kopf an Kopf sichtbar wurde, so daß Freund Lindoberer mit seinem verwunderten „Do schau' her, was isch denn des?“ gar nicht so dumm zu fragen schien. Einige „Tanten“ gingen hinten her, und wir schlossen uns an; denn nach meiner Erklärung, was dieser eigenartige Zug bedeutete, wollte Freund Lindoberer sich unbedingt persönlich von dieser Einrichtung überzeugen.

Auf dem Weg zur Friedrichstaler Allee, wohin die Fahrt ging, gesellten sich von da und dort zu Fuß noch Schulkinder, größere Jungens und Mädels hinzu, die während der Ferien unter Aufsicht von Lehrern und Lehrerinnen im Caritas-Heim Aufnahme finden.

Und wie sie sich freuten! Wie sie sich beeilten, hinaus zu kommen in ihr Paradies, das ihnen der Caritas-Verband Karlsruhe mit Unterstützung der Stadtverwaltung auf einem Grundstück draußen in der Friedrichstaler Allee bereitet hat.

Freund Lindoberer meinte lachend: Jetzt heißt es: „Lasset die Großen zu uns kommen, hier in unser Himmelreich, damit sie sehen, wie es uns geht, was uns alles für Leib und Seele geboten wird, wenn wir für einen Tag, der mütterlichen Obhut ferne, in Sonne und Waldesluft ungezwungen unter uns beisammen sind.“ So sagen die Kleinen.

Da ist der Spielplatz, der das Hauptinteresse beansprucht, mit Spielgeräten aller Art, die dauernd benützt werden und zu gesunder, körperlichen Betätigung dienen. Den Hauptanziehungspunkt bildet natürlich das Platschbecken, wo im allgemeinen ein Hallo herrscht, das besorgniserregende Formen annimmt. Aber die Aufsicht ist stets zur Stelle, so daß auch der ungezähmteste Wassersportler zur Raison gebracht wird.

Es ist ein herrlicher Spätsommernorgen. Da und dort tragen die dichten grünen Kronen der Bäume bereits die braunen Tupfen herbstlicher Färbung, aber das treue Grün der Tannen bildet den ständigen Rahmen, der zum Erholungsheim mit der strahlenden Sonne am besten paßt. Wenn die Sonne zu heiß brennt, steht ein schattiger Waldplatz zur Verfügung; vor unbeständiger Witterung schützen zwei geräumige Hallen, von denen die eine mit Märchenbildern ausgemalt ist. Hier stehen manche von den Kleinen und lassen sich von ihren Gruppenleiterinnen dankbar und staunend unsere beliebtesten Märchengeschichten erzählen. Dort tanzen kleine Mädchen muntere Reigen, die Rökkchen fliegen und frohe Stimmen erschallen: „Ringel ringel reihen“ — „Wir winden Dir den Jungfernkranz“, daß Freund Lindoberer laut in seine Hände klatscht.

Ein Wirtschaftsgebäude mit Küche, Bad und hygienischen Einrichtungen sowie eine Wärterwohnung vervollständigen die Anlage, deren Wasserversorgung mittelst einer elektrisch betriebenen automatischen Pumpanlage erfolgt.

Während wir uns noch am Spiel der Kinder erfreuten, kam Rektor Steimer, dessen Leitung diese vorzügliche soziale Einrichtung unterstellt ist, und gab uns freundlich Auskunft über Tagesordnung, Verpflegung und ärztliche Ueberwachung der Kinder.

Zusammen mit der „Gustav-Jakob-Hütte“, dem Waldheim-Wildpark der evangelischen Kirchengemeinde, und der Einrichtung der Arbeiterwohlfahrt, die im selben Maße für eine in jeder Hinsicht einwandfreie Erholung unserer Kleinen bestrebt sind, stellt das Caritas-Waldheim einen nennenswerten Faktor der örtlichen Erholungsfürsorge dar und bildet eine notwendige Ergänzung zur Kinder-Entsendungsfürsorge. Karlsruhe hat mit dem Anwachsen des Verkehrs in den Großstadtstraßen und seinen tausend Gefahren für die Kinder mit diesen Waldheimen in vorbildlicher Weise Stätten geschaffen, die geeignet sind, unseren Kleinen in idyllischer Umgebung Sicherheit, Erholung und körperliche Betätigung in gesunder Luft, leibliche und seelische Fürsorge angedeihen zu lassen.



Herbst

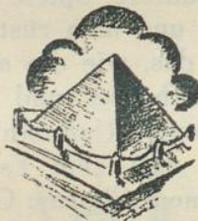
Wie die leuchtenden Farben ringsum in den Gärten und Anlagen allmählich ihren Glanz verlieren, wie sie leise abtönen und ausklingen und vom feinen grauen Staub, den die Herbststürme mit welken braunen Blättern über sie hinwirbeln, selber eine graue, hier und dort noch gewaltsam aufleuchtende Decke bilden! Melancholisch plätschern die Zierbrunnen in den Parkanlagen und Gärten, ihre Wasserstrahlen fallen traurig in graue Becken, in denen Wolkenfetzen jagen und verschwinden. Müde hängen dort die Aeste der Trauerbuche zu Boden und scheinen sehnsüchtig nach ihren entgleitenden Kindern zu greifen. Herkules am Staudenweg stützt sich abgeschafft auf seine Keule. Er ist auf seinem Postament ganz in sich zusammengesunken, seine Züge sind greisenhaft, und die übermäßig betonten Muskeln hängen schlapp an Arm und Bein. Die Nymphen werden sich nun ihrer Entblößtheit bewußt. Sie frieren, und bei ihrem Anblick könnte man St. Martins vornehme Geste wiederholen... Doch sie würden empört sein, sie sind zu stolz, und so tragen sie ihren klassischen Schmuck auch tapfer den ganzen Winter hindurch. Auch die Nadelhölzer bleiben sich treu. Wir freuen uns schon jetzt auf ihren Anblick, wenn der Schnee in den kahlen Wäldern liegt und das Weihnachtsfest vor der Türe steht.

Die Saison der Kunst, der Veranstaltungen und des geselligen Lebens beginnt, eingeleitet durch den imposanten Auftakt der „Karlsruher Herbsttage“.

Die langen Herbst- und Winterabende regiert Psyche, so wie die heißen Sommertage im Zeichen des Sports, des Körperlichen standen. Aber dieser soll auch im Winter nicht verkümmern, sondern in gesunderer

Weise der andern die Wage halten. Während ein reichhaltiges Programm auf allen Gebieten des kulturellen Lebens in der Stadt jeden Geschmack zu befriedigen versteht, dürfte Karlsruhe als Wintersportplatz und auch als Basis für wintersportliche Exkursionen nach den benachbarten Bergen sein altes Renommee bewahren.

Aber noch jagen die Herbststürme übers Land, rütteln mächtig an Bäumen und Sträucher und reißen entkräftete Blätter zu Boden. Noch immer bietet in wochenlangem Uebergang die Natur jenes bunte Bild phantastisch schöner Farben, wie sie die Palette des Malers kaum malerischer wiedergeben könnte.



Ein Traum von Sonne und Sommerglück

Ich ging im Wald so für mich hin“ ... dort hinten, wo bei der Linkenheimer Allee im Hardtwald der Forst zu einem großen freien Platz gelichtet ist. Während ich an alten Eichenstämmen die knorrige, rillige Rinde liebkosend abtastete, während die Zweige im Sturm über mir knöchern zusammenschlugen, während eine eisige Luft die Tannen mit frohem weihnachtlichem Hoffen beseelte, sah ich plötzlich auf dem Platz der freien Turnerschaft ein liebliches Bild.

Hunderte von frohen, lustigen, lärmenden Büblen und Mädlen belebten die weite Fläche, ich sah, wie sie aus allen Stadtteilen und Vororten mit ihren „Tanten“ und „Onkels“ ankamen, um auf dem Turnplatz der freien Turner den ganzen langen Tag in Sonne und Sommerglück zu verbringen.

Gerade erhalten sie das Frühstück. Und wie es mundet! In Abteilungen werden sodann Spaziergänge unternommen oder muntere Spiele ausgeführt. Schon vergeht der Morgen und man rüstet sich, das Mittagessen einzunehmen, das, wie die anderen Mahlzeiten, im Saale des Vereinshauses und in einem vorübergehend aufgeschlagenen Unterschlupf eingenommen wird. Die „Tante“ ruft zum Essensgruß auf, und mächtig erfolgt in einem Chorus: Guten Appetit! Und nun geht's los, die Elise und die Frida, s'Heinerle und Mäxle, die vorher noch sich so sehr unterhielten, plapperten und erzählten, haben keine Zeit mehr zum Plauschen, sondern die Parole heißt: Essen! Es ist eine Freude zu sehen, wie es mundet, wie hier gelöffelt wird, wie das schmatzt und schmunzelt. Doch alles hat sein Ende, sogar das Mittagessen, und je besser es ist, um so rascher sind die Teller leer.

Nach dem Essen geht's zur Ruhe, der weite Platz gleicht einem Massenkinderlager. Die Sonne ist heiß, doch

aus dem Walde kommt kühle, fächelnde, harzige, balsamische Luft, Jetzt beginnt noch einmal ein lustiges Leben und Treiben, man geht spazieren oder spielt. Das macht wieder Appetit, so daß auch das Abendbrot köstlich mundet. Die Sonne sinkt allmählich, ihr roter Ball leuchtet durch die hohen Aeste der ragenden Föhren und mahnt zum Aufbruch. Die „Tanten“ und „Onkels“ übernehmen wieder ihre Kinder und bringen sie in fröhlichem Marsche zurück in die Stadt, alle sind sie erfrischt und gestärkt und bringen leuchtende Augen, ein Herz voll Sonne und Sommerglück mit nach Hause.

Doch das Bild zerstob, der Traum zerrann. Der Spätherbst herrschte mich an, trieb mich fort, eilend lief ich die Wege entlang, mich freuend jedoch, daß der Traum im nächsten Jahre und alle Sommer wieder Wirklichkeit werde. Dann beginnt wieder das schöne Spiel, die Erholungszeit unserer Kleinen und ihre körperliche Ertüchtigung, für die sich die Arbeiterwohlfahrt in so uneigennütziger Weise ins Werk setzt.



A. Böeld

Drei geh'n im Hardtwald spazieren

Er.

Am Schreibtisch. Zwischen Schmöcker und Folianten. So ist er es gewöhnt von Jugend auf, seit den Tagen, da er bei Doktor Kneis auf der Schulbank saß, Botanik büffelte und Pflanzen bestimmte. Sie gingen damals nie auf Exkursionen, ins Freie; sie lernten Pflanzen und Bäume in ihren Büchern kennen, nach Bildern, Tabellen und Modellen. Und das genügte. Wozu denn mehr? Und so hält er es weiter, die Jahre hindurch, wenn es ihn manchmal mit Sehnsucht in den Wald hinauszieht, am Pult, am Schreibtisch . . . Da sitzt er dann verzückt, tabelliert wieder, bestimmt, erkennt, freut sich, alle Namen zu kennen, schnuppert in die Luft und riecht, atmet in Gedanken die süßen Düfte der Blumen, die würzigen der Pflanzen und Bäume und glaubt auch, gefiederte Sänger zu vernehmen. Und das genügt ihm, wozu denn mehr?

Er kennt ja alle Namen, die so schön klingenden lateinischen, vor allem die der urdeutschen, gewaltigen „*quercus pubescens*“, der „*quercus cerris*“, er klettert auf eine „*fagus sylvatica*“, schlägt sich ins Gebüsch des „*buxus sempervirens*“. Fein säuberlich bestimmt er sie alle und freut sich, erholt sich, lebt auf im Wald, am Schreibtisch. Und das genügt ihm. Wozu denn mehr?

Du.

In Wirklichkeit, doch wirklich nicht. Du nimmst nur Buch oder Wissen mit und gehst im Wald umher. Du siehst nur Namen, nennst nur Arten, bestimmst Familien, freust dich, sie alle zu kennen. Pflanzen, Moose, Bäume, Blumen. Du weißt, was sie sind, wer sie sind, wozu sie da sind; glaubst es wenigstens zu wissen, selbst wenn vor lauter Bäumen du den Wald nicht siehst. Du suchst dein Wissen zu erproben, prahlst

damit und gleichst dem Marathonläufer, der Kilometer frißt und, seines Zieles wegen, Berg und Tal in ihrer Schönheit auf der Seite liegen läßt. Und über all' dem weint Natur, die du nicht kennst, da du zu viel von ihren Kindern weißt.

Ich.

In jedem Wald, zu jeder Zeit, bei jeder Witterung. Sei es im Schloßpark, sei es im Hardtwald oder auf den ruhigeren Pfaden im Stadtgarten. Ich gehe. Zuerst. Dann wandle ich, gleite, schwebe, wie im Traum. Ich seh-höre Farben. Trinke satte, grüne, braune, rote, wohltuende, heilende, atme Balsam. Meine Lungen weiten sich, ich lebe auf. So wie in Gesellschaft lieber Menschen ihre Namen, Art und Familie ins Unterbewußtsein schwinden und nur das Harmonische in den Vordergrund tritt, das gegenseitig Belebende, so gehe und lebe ich mit und im Wald.

Da teilen sich die Pfade, es lichtet sich die Säulenreihe ragender Gestalten. Ich weiß nur, daß es Wesen sind. Ich weiß auch, daß sie gütig sind. Gewalt'ge Häupter über mir, sie schütteln ihre Kronen und schauen zu mir, die Riesen, freundlich herab. Sie grüßen mich, ich grüße sie, wir grüßen uns, leben, sind Natur.

Des Morgens, die Welt erwacht. Erweckt sich selbst. Die Nebel schwinden, und Sonne, heilige Kraft, hüllt Wald und mich in neues Leben ein. Ich weiß nicht, daß es Morgen ist, ich weiß nur, daß es herrlich ist, im Morgenwald zu gehen. Ich weiß nur, daß das Leben strömt, aus tausend Poren lockt und labt. Und alles, Pflanze, Tier und Mensch, lebt auf und jauchzt, spendet Kraft, schöpft Kraft. Kraft, Freude, Schönheit.

Verträumt und schläfrig plaudert zur Mittagszeit manch' klarer Quell im Walde. In seiner Nähe ist es doppelt schön, wenn das Märchenlicht durchsonnt

Hochgrüns mit seinem Zauberschleier die grellen Far-
bentöne des Alltags sanft umdämmt. Ich vergesse
Ort und Zeit und lausche dem Choral, der aus den tau-
send Wipfeln auf zum Himmel steigt. Und während
ich ein schattig Ruheplätzchen wähle, scheint auch der
ganze Wald in kurzer Sieste tiefer aufzuatmen.

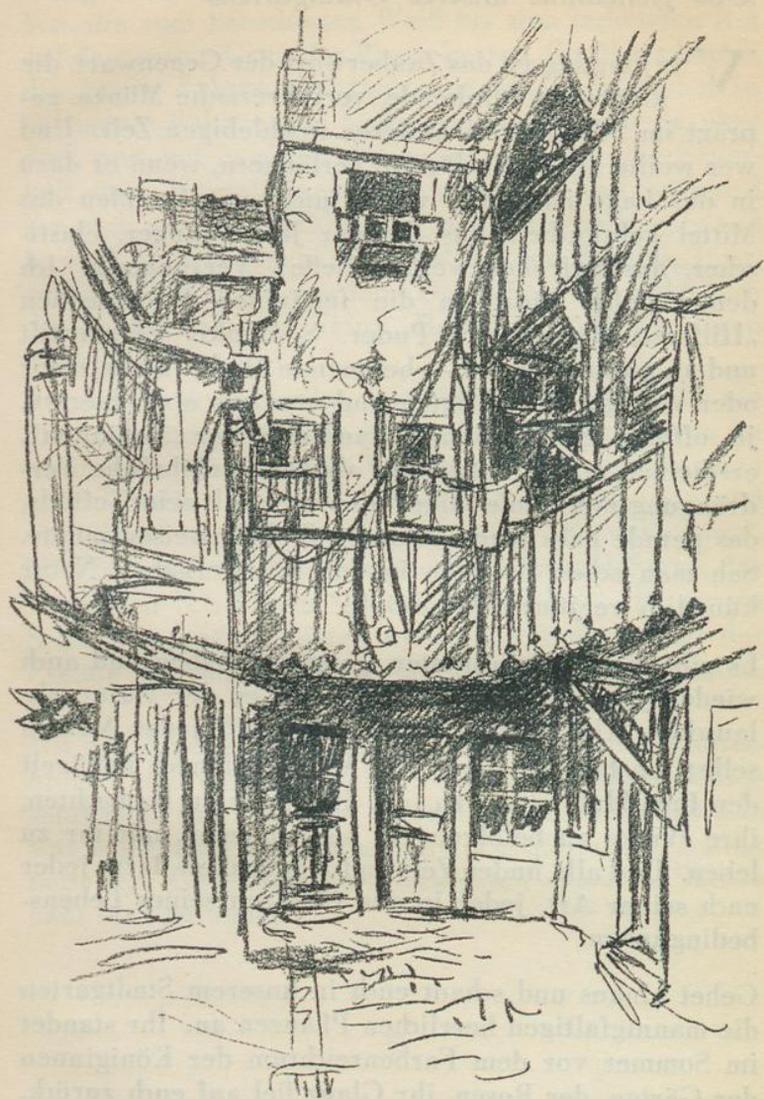
Jedoch der Nachmittag, des Sommertages Hochzeit, be-
ginnt. Den Wald durchhallen frohe Kinderstimmen,
von ferne dringt die Axt melodisch in das frische
Fleisch gefällter Tannenriesen, das Eichhorn klettert
keck und listig durchs Geäst, trapezkünstlert von Baum
zu Baum, es summen Heere Mücken, singen hundert
Vogelarten, und unterm Moos geschehen jetzt die
höchsten Taten eines hochstehenden Käfer- und Insek-
tenstaates. Zu guterletzt tropft's aus den Wolken rie-
selnd nieder, der Vespertrank des Alls, den die Natur
wie gierig aus den schönsten Schüsseln schlürft.

Am Abend, der Wald und ich, wir gehen schlafen.
Feierstimmung läuten die roten Strahlen des ver-
glühenden Sonnenballs. Ich ruhe aus im Gehen, wenn
ich im Walde gehe. Ich weiß nicht, daß es Abend ist,
ich weiß nur, daß es herrlich ist, im Abendwald zu
wandeln.

Wir drei aber,

er, du und ich, wir wollen uns verbinden. Er klärt uns
auf, du führst uns zwei, und ich will euch die Augen
öffnen





Im Höfchen Zirkel Nr. 9

Das Geheimnis unseres Stadtgartens

Verjüngung ist das Zauberwort der Gegenwart, die klingende, blinkende, verführerische Münze, geprägt im Schraubstock unserer raschlebigen Zeit. Und wer wollte nicht sein Dasein verlängern, wenn er dazu in der Lage ist? Wer würde nicht mit Freuden das Mittel gebrauchen, das ihn um Jahre jünger, elastischer, daseinsfroher werden ließe? Verjüngung! Ich denke dabei nicht an die femininen kosmetischen „Hilfszeitwörter“, wie Puder, Schminke, Lippenstift und an unsere Jugend — betonende Mode. Diese mehr oder weniger berechtigten und von uns approbierten, ja oftmals geforderten Bestandteile der „Schönheit“, erscheinen mir im Gegenteil als ganz gefährliche Verdrängungsmerkmale eines gewissen alt-sein-Gefühls, das gerade nach einem anderen Ziel hinweisen müßte. Sah man schon draußen in der künstlerischen Natur künstlich verjüngte Geschöpfe? ...

Es gibt viele Möglichkeiten, jung zu bleiben und auch wieder jung zu werden. Man soll es der Natur ablauschen. Und was das bedeutet, weiß jeder Mensch selbst am besten. Schon der Wunsch danach beflügelt den Entschluß, etwas zu tun, die Natur zu beobachten, ihre Winke zu befolgen, sie nachzuahmen, mit ihr zu leben. Und alle finden Zeit und Möglichkeit dazu, jeder nach seiner Art, jeder in den Grenzen seiner Lebensbedingungen.

Gehet hinaus und schaut euch in unserem Stadtgarten die mannigfaltigen herrlichen Pflanzen an. Ihr standet im Sommer vor dem Farbenreichtum der Königinnen der Gärten, der Rosen, ihr Glanz fiel auf euch zurück, ihr staunet und bewundertet das Werk der Natur. Immer wieder tranken eure Lungen den köstlichen Duft, der aus tausend schönen Bechern jedem entgegen-

drang. Das Auge labte sich an den wohltuenden Farben, die vom keuschesten Weiß bis zum lachenden Rot auf dem satten Grün der Rasen kosten. Ihr überschautet die ganze Anlage, die zwar von Menschenhänden in bestimmte Bahnen und Gruppen geordnet wurde, aber doch nur, um in einer einzigartigen Revue die Schönheit euch überwältigend vorzuführen. Und während ihr euch an der vielfältigen Pracht erfreutet, entstand in euch ein Sehnen nach Schönheit, der Wunsch, jung, schön, natürlich zu werden. Da suchtet ihr wohl nach dem Geheimnis der Natur. Haben es euch die Rosen vielleicht verraten?

Verstandet ihr nicht ihre Sprache? Oder hörtet ihr nie die Lotosblume flüstern, dort bei der Victoria regia im trauten Gespräch mit den Wasserrosen? Tratet ihr schon einmal in die Pflanzenschauhäuser, leise, ganz leise, und vernahmet im süßen Atem des zarten „Frauenhaares“, im Traume der schlummernden Palmen und Farne, der tropischen Orchideen reizvolle Winke, die eurem Sehnen entgegenkommen und einen Wunsch, mit der Freude an der Schönheit der Natur, stärker werden ließen?

Mit den Alpenveilchen und Primeln, mit den Pantoffelblumen und Geranien, mit Flieder und Azaleen, Chrysanthemen und Mimosen verstandet ihr euch recht gut, was sagte euch indes die blaue Passiflora?... Suchet nach dem Geheimnis der Natur, und schon im Suchen habt ihr's gefunden.



Wintermorgen im Hardtwald

Am Mühlburger Tor, dort, wo etwas abseits die grauen Formen eines spätgotischen, prächtigen Gotteshauses in den dämmernden Wintermorgen wachsen, nimmt mich eine verschneite Allee im Westend der Stadt auf, um mir wie durch eine Vorhalle den Weg in das Heiligtum des schweigenden Hardtwaldes zu weisen. Die Vorgärten rechts und links mit ihrem noch unberührten Schneeteppich verraten diskret, daß noch kein Bewohner der stilvollen Villen sein Heim verlassen hat; nur in einem einzigen liegen halbverwischte Spuren eiliger Schritte — Dr. med. steht dort an der Pforte...

Es läutet irgendwo in der Stadt. Dieser Glockenklang ist heute anders als sonst. Man könnte meinen, man wäre in unmittelbarer Nähe der Kirche, des Glockenstuhls; so gewaltig und doch rein schwillt der Schall ans Ohr. Nur weiß ich nicht, so bald mich der Wald aufgenommen hat, woher die Töne kommen, von Ost oder West, vom Norden der Stadt oder vom Süden. Das Läuten umgibt mich, hüllt mich ein. Ein Singen und Schwirren geht durch den ganzen Wald, der allmählich morgendlich heller wird und mit einem metallisch klingenden, zarten Lüftchen Tausende feinsten Kristalle von den hohen Häuptionen ragender Tannen auf mich niederrieseln läßt. Auf weichem, verschneitem Moos wandelt der Schritt, unhörbar, federnd, bis auf festem Boden wieder ein rhythmisches Knistern das Gehen begleitet. Kaum aber leuchtet vor mir ein Tennis- oder Sportplatz auf, so tasten auch schon die ersten glutroten Strahlen der rosenfingrigen Eos weit über die Lichtung, durch Myriaden von natürlichen Spiegelchen verstärkt und reflektiert von manch' einem glitzernden Tümpel, so daß mir das Auge schmerzt. Mein Hauch wird Dampf und dampft vor mir auf, mein

Gesicht erwärmend, um es gleich wieder abzukühlen. Nun stehe ich in einer Kapelle von geheimnisvoll raunenden Föhren, die, überladen mit bräutlichem Schmuck, von Kopf bis zu Fuß Königinnen sind.

In ihrer Nähe standen im Sommer Bänke mit einladenden Lehnen, die manche Zwiesprache verliebter Leuten mit angehört haben mögen. Auch die Föhren wissen davon; doch sie sind verschlossen und schweigsam, und nur in klaren Mondnächten plaudern sie sich über den Wipfeln des Waldes Erlebnisse zu. Der Boden um sie herum ist braun und bar fast jeglicher Winterspur. So geschützt durchs Dickicht schneetragenden Geästes, ist auch die Temperatur in diesem Raume merkwürdig lau und lieblich und lockt Eichhorn, Amsel und Specht in seinen friedlichen Schutz.

Hier will ich verweilen, den Tag werden sehen, Geräusche aufwachen hören, den würzig-wohligen Geruch gärenden Lebens wittern und, um mich herum das Schweigen des Waldes, mit allen Sinnen leben, nur leben. Weit spannt sich die Brust, brechend voll von köstlich reiner Winterluft. Taumelnd schließ' ich die Augen und schwimme im Strom; Leben; leben!...

Wie von den umliegenden Waldsiedelungen die ersten Radfahrer zur Arbeit eilen und einzelne Spaziergänger auftauchen, übertrieben eingepackt, blaurote Gesichter, wird die Heiligkeit des Waldes entweiht von einem zigarrenrauchenden Griesgram. Warum der in den Wald läuft, ist mir ein Rätsel.



Heimweh

Manchmal bekomme ich Heimweh. Obwohl ich zu Hause bin, Heimweh. Dann gehe ich fort und eile durch Straßen und Sträßchen. Straßauf, straßab. Der Zirkel hat es mir angetan, dort wo die alten schönen Häuser stehen, beim Eingang zum Schloßplatz. Wie kommt es nur, daß es mich jedesmal zu ganz bestimmten Orten hinzieht? Verbinden mich geheimnisvolle Fäden eines früheren Daseins mit diesem Haus, mit jenem Hoftor, mit diesem Brunnen, jenem Stein, diesem Baum im schattigen Höfchen?

Fremde Menschen wohnen hier, und dennoch scheinen sie mir bekannt. Ich beneide sie, weil sie hier ihren Wohnsitz haben, obwohl nicht weit davon ich auch zu Hause bin. Aber gerade dieser Hof, jener alte Brunnen mit dem ausgewaschenen Sandsteintrog, der Blick von hier zu den beiden Verandafensterchen, die trauliche Gesamtheit eines heimeligen, anheimelnden Wohlbehagens tut mehr weh. Heimweh. Die geschäftigen Leute hier staunen mich an. Sie meinen wohl, ich hätte hier einmal gewohnt und suche nun wieder die altvertrauten Orte der Kindheit auf. Aber ich habe hier bestimmt nicht gelebt! Ich weiß es — oder aber, wann war es noch gewesen? ...

Ich träume von der Zeit, da Baumeister Jeremias Müller die ersten Zeichnungen und Entwürfe dem Markgrafen vorlegte und die ursprünglichen Mansardenhäuschen im Holländer Stil durch größere, schönere Bauten ersetzte. Ist es damals gewesen, als um das Jahr 1796 Kriegsgeschrei die „Lange Straße“ durchtobte, als täglich fremde Truppen durch die Stadt zogen, Oesterreicher und Franzosen, und wo Handgemenge und Scharmützel in der Bärengasse, in der Lamm- und Ritterstraße auch manchen Karlsruher Bürgern das Leben kosteten? Vielleicht war es auch zu ruhigeren,

besseren Zeiten, da die Stadt aufblühte, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe ihr in Deutschland einen Namen sicherten.

Ich weiß es nicht. Und während ich sinne, rauscht der Brunnen, plaudert das Wasser. Während ich träume, schüttelt der hohe alte Ahorn seine Krone. Während ich Weh habe und mich heim sehne, singt draußen der geschäftige Alltag sein Lied. Heimweh des Alltags, ewiges Heimweh. Ortgebunden, gleich an allen Orten, selbst zu Hause, ewiges Heimweh.



Im Park

Abschied von Karlsruhe

Licht, goldenes Licht lag in deinen Straßen, als ich dich wiedersah nach langen Jahren. War es nur der Maitag, den ich in aller Frühe, vom Westen kommend, hier begrüßte, der mir vom deutschen Boden badisches Land zuerst in leuchtenden Farben hinzuberte? Ich glaube nicht. Meine Augen hätten, noch geblendet von der aufdringlichen Lichtfülle südlicher Zonen, der europäischen Sonne ärmliche Leuchtkraft armselig empfunden, wären enttäuscht über sie hinweggeglitten, hätten sehnsüchtig zurückverlangt. Dennoch lachte das Licht mir zu, lockte und lud mich ein, wie nur der Heimat heiliges Land glückbringend und bergend es kann.

In deinen Mauern lebt es sich gut. Du nahmst mich auf, führtest mich durch deine breiten Straßen und schönen Plätze, wiesest mir manch' Kleinod köstlichen Gepräges, edle Bausteine deiner Geschichte. In deinen Museen und Sammlungen sah ich so viel von Kunst und Können des Volkes, fand freundliche Führer durch die Jahrhunderte, tastete an ihrer kundigen Hand staunend und stolz ins dunkelnde Land unserer Ahnen zurück. Ueber deiner Hohen Schule waltet Wissen und Weisheit. Auch sie lehrtest du mich kennen, zu kurz, um von ihr zu zehren, zu lange, um sie zu vergessen. Brachte der Abend Muße genug, um für Schönheit und Spiel Seele und Geist alltagentsteigend zu weihen, so schenkte die Oper, das Schauspiel Perlen, vom Guten das Beste. Liebe Menschen und Freunde kreuzten meine Wege. Sie liebten dich ebenso sehr wie ich, und tauschten wir unsere Gedanken irgendwo in einer deiner traulichen Gaststätten über dich aus, fanden sich unsere Hände von selbst.

Als der Sommer kam und die Sonne mich brannte, weitetest du deinen Mantel und zeigtest mir in deiner

nächsten Umgebung liebliche Orte kühler, erholung-schenkender Ländlichkeit. Dort weilten viele deiner Söhne und Töchter und teilten mit mir die Freuden der Ferientage.

Zog der Abend ins Land und suchte ich kurze Entspannung, so war es nicht weit, in deine Anlagen und Wälder zu wandeln, die Süße der stillfeiernden Natur zu kosten. In diesen Dämmerstunden brannten zumeist die hellsten Lichter dankbaren sich-geborgen-Fühlens. Nun werde ich wieder von dir gehen. Du mußt an diesem Tage nicht so leuchten, wie du es tatst, als ich wiederkam. Es wäre zu schmerzlich. Es soll regnen, und wenn grau in grau die Häuserreihen stehen, will ich von dir Abschied nehmen. Dann geh' ich ein letztes Mal zum Friedhof hin und zu Hans Thoma, überblicke die Stadt der Toten und sage ihnen zuerst ade. Von dort aus suche ich deinen Schloßpark auf und den Klosterweg, gedenke mancher Stunden, da ich dort gewilt, und lenke dann meine Schritte zum Hardtwald. Ganz in der Nähe steht's Gymnasium. Ich darf es nicht so ohne weiteres lassen: Ich muß es von allen Seiten umwandern, im Geiste die Aula betreten und an der Büste Wendts einen Strauß niederlegen... Vielleicht daß Haußner, Imgraben und Lossen mich begleiten und ganz im Stillen mit mir sprechen: „Ut fractus illabatur orbis...“.

Soll mich mein Weg noch durch schöne Villenstraßen führen, so wähle ich im Nordwesten die Bismarck-, Moltke- und Jahnstraße, verweile am Scheffelplatz und Denkmal unseres „Josefus vom dürren Ast“, biege im Westend zum Mühlburger Tor und liebe Torplatz und Christuskirche. Dann aber in Eile ins geschäftige Leben der Kaiserstraße, an der Hauptpost und dem Grenadierobelisken vorbei zum Moninger. Schon stehe ich auf dem Marktplatz, grüße die Pyramide, grüße Weinbrenner, der Rathaus und Stadtkirche erbaut hat.

Ein Blick gen Norden, Schloßplatz und Schloß. Der Zirkel nimmt mich hier auf, und alte Tage der Altstadt aus der Gründungszeit leben in meinem Geiste wieder auf. So manche Schenke winkt mir da und dort. Da will ich verweilen, dort möchte ich träumen, kurz, nur ganz kurz... Und dann hinüber zum „Dörfle“! An winzigen Häuschen vorbei, durch schmale winklige Gassen, hin zum Rondellplatz. Ich möchte auf den Rathausurm steigen und von da aus die Stadt überblicken, die Fächerstraßen durchlugen und Nord und Süd, Ost und West in meine Blicke bannen. Die Türme von Bernhardus und St. Stephan sollen dann im Abendrot aufleuchten, nur eine Sekunde lang, als Abschiedsgruß...

Weiter südwärts schweift der Blick, hin zu Stadtgarten und Tierpark, sucht auf dem Lauterberg vertraute Spuren, gondelt auf dem See, grüßt Eisbär und See Löwen, die drolligen Gesellen. Und dann im Norden, ganz versteckt, nur ahnen kann ich das Schützenhaus. Verschlungene Pfade des Hardtwaldes, Abendbummel zur Zeit der hellen Nächte mit Leuchtkäferchen im tannenduftenden Zauberwald. Glotzende Augen eiliger Taxis sehe ich nahen, auftauchen in schnurgerader Ferne der Linkenheimer Allee, blenden mit neugierig frechen Lichtern, im Dunkel verschwinden.

Dort unten in der Stadt brandet das Leben. Ich freue mich seiner und grüße verwirrt und froh Trambahn und Autos, Bürger und Fremde, Eilboten und Dienst-männer, Schupos und Mannequins. Ihr alle wirbelt nur immerzu, lebet, lebet wohl!



Dort wo der Quell

Dort wo der Quell,
Verträumt, verschlafen plaudert
Und ganz allein,
Allein im Walde wohnt,
Dort, wo verdämmernd
Um die alten Bäume,
Das Tageslicht den Märchenschleier webt,
Dort sucht' ich oft,
Wenn Menschen mich vertrieben,
Für mich allein,
Allein im Waldesschoß,
Verscheuchend greller Farben Alltagstöne,
Mich wieder selbst zu finden.
Und manchesmal hört' ich im Quell ein Echo,
Hört' ich die Antwort auf mein Fragen
Ganz deutlich mir entgegenmurmeln:
„Ich auch,
Wie du,
Entstanden kaum,
Vergehe;
Entferne wandernd mein Geröll
Und kühle, läut're
Dich und mich —.“

*

Inhalt

	Seite
Vorwort von Hofrat Dr. Heinrich Vierordt . . .	6
Stille Winkel der Großstadt	9
Aus Alt-Karlsruhe	14
Auf dem alten Friedhof	17
Über dem Alltag	21
Gärten und Anlagen	25
Bei unserm Scheffel	30
Häuser und ihr Gesicht	34
Unser Gymnasium	41
Ein trautes Plätzchen	45
Entschwundene Romantik	48
Im Stadtgarten	51
Was der Lauterberg erzählt	53
Besuch im Waldheim	57
Herbst	60
Ein Traum von Sonne und Sommerglück . . .	62
Drei geh'n im Hardtwald spazieren	64
Das Geheimnis unseres Stadtgartens	68
Wintermorgen im Hardtwald	70
Heimweh	72
Abschied von Karlsruhe	74
Dort wo der Quell	77

Bildtafel

	Seite
Zeitbild	8
Nymphengarten	12
Modell Kronenstraße Nr. 20	16
Kleine Kirche	19
Landestheater	24
Im Schloßpark	26
Im Botanischen Garten	29
Scheffelmuseum	31
Evangelische Stadtkirche	37
Gottesauer Schloßle	40
Rüppurrer Kirchlein	46
Amalienruhe	50
Marktplatz	52
Im Stadtgarten	54
Eingang zum Fasanengarten	56
Zirkel Nr. 9	67
Im Park	73



1. Auflage, 1930

Druck und Verlag: Engelhardt & Bauer, Karlsruhe

Einband: Buchbinderei Emil Weiland, Karlsruhe

Originalzeichnungen: Fritz Schweizer, Karlsruhe

Klischees: Wilh. Riegger, Chemigr. Kunstanstalt

Karlsruhe.



BLB Karlsruhe



38 23160 1 031

38 23160 1 031

